Paul Schreckenbach

Markgraf Gero

Verlag L. Staackmann Leipzig

GO SCHILDBERGER
CH - & PAPIERHANDLUNG
RLIN FLENSBURGERSTR.
BOGEN 412

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/martgrafgero0000paul

Markgraf Gero

Ein Roman
aus der Gründungszeit des
alten deutschen Reiches

Von

Paul Schreckenbach

Erstes bis fünftes Tausend

Leipzig / Verlag von L. Staackmann / 1917

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1916 by L. Staackmann, Leipzig.

Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

I.

Schmetternder Hornruf klang über das Unstruttal hin und erweckte lauten Widerhall an den weißen Felsen des Wendelsteins. Männer, Frauen und Kinder des kleinen Dorfes, das vor dem Königshofe Memleben lag, eilten aus ihren Häusern und stellten sich an den Türen und hinter den niedrigen Zäunen auf, um das Schauspiel, das sich ankündigte, nicht zu versäumen. König Otto kehrte heim von der Wisentjagd, zu der er in dämmernder Morgenfrühe mit großem Gefolge ausgezogen war. Jenseits der Finneberge, wo das Flüßchen Lossa in die Ebene hinaustrat, hatten vor zwei Tagen königliche Jäger einen Standort des gewaltigen Wildes aufgespürt und es ihrem Herrn angezeigt. Am liebsten wäre der König sogleich am folgenden Morgen hinübergeritten, aber der gestrige Tag war für ihn und sein Haus ein großer Gedächtnistag gewesen, den er alljährlich in der Stille mit Fasten und Beten zu begehen pflegte. Denn an diesem Tage vor achtzehn Jahren war sein Vater, König Heinrich, aus dem Leben geschieden und hatte ihm die Krone des Reiches überlassen. König Otto war von seiner Pfalz zu Merseburg herübergeritten nach Mem-

leben, um hier, wo der Vater gestorben war, seiner zu gedenken und für sein Seelenheil zu beten. Da war an eine Jagd nicht zu denken gewesen.

Heute aber hatte er das Versäumte nachgeholt und kehrte nun erst von der Jagd zurück, als die Strahlen der sinkenden Sonne die Wipfel der hohen Eichen und Buchen purpurn färbten. Endlos lang erschien der Zug der königlichen Jagdgenossen, denn auf dem schmalen Waldwege fanden nur zwei Reiter nebeneinander Platz. Vorne ritten vier Jäger, die von Zeit zu Zeit ihren Jagdhörnern ungefüge Töne entlockten. Dann kam eine kleine Schar Gewappneter von der Leibwache des Königs, und ihnen folgte der Jagdzug, an dessen Spitze der König selbst ritt. Er trug ein einfaches dunkelgrünes Jagdwams, wie die meisten seiner Begleiter, und nichts verriet seine Würde als ein schmaler Goldreif, der sein Barett umfing. Er war in der frohesten und gnädigsten Stimmung, denn das Jagdglück hatte ihn in seltener Weise begünstigt. Drei mächtige Auerstiere wurden als die Beute des Tages dem Zuge auf Karren nachgefahren. Den größten unter ihnen hatte des Königs eigener Speer gefällt, den zweiten hatte Graf Eggehard von Wendisch-Jena erlegt, der deshalb neben dem hohen Jagd-

herrn, mit Eichenreisern geschmückt, heimreiten durfte. Um die Ehre, den dritten getötet zu haben, stritten sich vier Herren von des Königs Gefolge, unter deren gleichzeitigem Lanzenwurf das Tier zusammengebrochen war. Heftige und bittere Worte flogen herüber und hinüber zwischen ihnen, und sie schrien noch mit zornroten Gesichtern aufeinander ein, während schon der Hufschlag ihrer Rosse auf der Holzbrücke donnerte, die über einen tiefen und breiten Graben den Zugang zum Königshofe gewährte.

König Otto hielt auf seinem riesigen Schimmel vor der Tür des langgestreckten Steinhauses, das die Wohngemächer in sich barg, und blickte erstaunt hinüber nach den Ställen. Dort stand eine große Zahl fremder Rosse, die eben ausgeschirrt wurden.

„Wer ist gekommen, Timmo?“ fragte er den alten Oberknecht, der rasch hinzugetreten war, seinem Herrn das Roß zu halten.

„Des Herrn Königs Bruder ist vorhin eingeritten.“

„Herzog Heinrich?“

„Nein, der ehrwürdige Herr von Köln.“

Der König war im Nu vom Pferde. Sein Antlitz zeigte einen tiefernsten Ausdruck, und zwischen den starken Brauen erschien eine Falte.

„Wir essen nachher drüben in der Halle! Ich

werde euch rufen lassen!" rief er seinen Mannen mit lauter Stimme zu. Dann wandte er sich wieder zu dem Knechte. „Wo ist mein Bruder?"

„Herr Bruno ist so, wie er vom Pferde kam, hinunter in die Kirche gegangen. Er hat kein Gelaß betreten und keinen Bissen angerührt," gab der Alte zur Antwort, indem er sich erkühnte, mißbilligend den Kopf zu schütteln.

Der König schien es nicht zu bemerken. „Ich werde ihm dorthin folgen," sagte er kurz. „Und du sorge, daß uns niemand stört!"

Er wandte sich ab und trat in das Haus ein. Laut hallte sein wuchtiger Tritt von den Wänden der hohen Diele wider, die er eilig durchschritt. Dann nahm ihn ein kleines Gemach auf, das nichts enthielt als ein Betpult vor einem großen Bilde des Gekreuzigten, und von da führte ihn eine Wendeltreppe hinab in die unterirdische Kirche, die seine Mutter Mathildis hatte erbauen lassen, als er noch ein Knabe war. Die Treppe war so eng und niedrig, daß er seine gewaltige Gestalt zusammenkrümmen und sich sehr hüten mußte, nicht links und rechts an das Mauergestein zu stoßen.

Drunten angelangt, blieb er nahe der Tür stehen und suchte mit dem Auge das Halbdunkel zu durchdringen. Der ziemlich große, säulen-

getragene Raum erhielt sein spärliches Licht nur durch winzige Fensterschächte und durch die ewige Lampe, die im Altarraum hing. Bei ihrem mattrötlichen Scheine erkannte er seinen Bruder, der, in tiefes Gebet versunken, vor dem Altare lag. Der Erzbischof trug das schlichte, härene Gewand eines Mönches, und der König hatte ihn selten anders gesehen. Denn die prunkvollen bischöflichen Gewänder, die er bei feierlichen Amtshandlungen tragen mußte, legte er außerhalb seiner Kirche stets ab, und weltliche Kleidung hatte er seit seiner Priesterweihe nicht mehr getragen.

Vom Kommen seines Bruders hatte er offenbar in seiner Andacht nichts bemerkt, denn er rührte sich nicht. Otto beschloß, ihn nicht zu stören, sondern ruhig zu warten, bis er sich erheben würde. Er lehnte sich an die nächste der runden Säulen, verschränkte die Arme über die Brust und blickte unverwandt hinüber nach dem Bruder.

Ein feiner Lichtstrahl fiel gerade auf das Haupt des Betenden, und das erweckte in der Seele des Königs eine Erinnerung von fast grauenhafter Deutlichkeit. Solch flimmerndes Goldhaar hatte auch seine Mutter Mathildis gehabt, ehe es gebleicht worden war durch die Jahre, und so, wie

ihr Sohn Bruno dort kniete, so hatte sie an derselben Stelle gekniet vor achtzehn Jahren, sie und er selbst und sein jüngerer Bruder Heinrich, und er hörte noch ihre flehenden Worte, mit denen sie Gott bat, ihr den Gemahl zu lassen. Er hörte auch noch ihren schrillen Schrei, als Graf Gero die Treppe herabkam und ihr zurief, daß es mit dem Könige zu Ende gehe, und daß Herr Heinrich sie und seine Söhne zu segnen verlange. In wilder Hast waren sie hinaufgeeilt in das Zimmer, wo der Kranke lag, und hatten sich vor seinem Lager niedergeworfen, und er fühlte noch die kalte, zitternde Hand des Sterbenden auf seinem Scheitel und hörte die leisen Worte, mit denen der Vater Heil und Segen auf ihn, der nach ihm König sein sollte, vom Himmel herabflehte. Und dann klang ihm das verzweifelte Schluchzen ins Ohr, mit dem sich seine Mutter über die entseelte Hülle des geliebten Mannes geworfen hatte.

Der jetzt dort am Altar kniete und sicherlich in seinem Gebete des verstorbenen Vaters gedachte, hatte das alles nicht mit erlebt. Krankheit und Tod hatten Herrn Heinrich plötzlich überfallen, und sein jüngster, elfjähriger Sohn Bruno weilte damals fern in Utrecht auf der Klosterschule. Statt seiner kniete ein anderer mit an Heinrichs letztem Lager — Thankmar,

der Sohn aus seiner ersten Ehe mit der Nonne Hatheburg. Er durfte mit Mathildens Kindern den Segen des Vaters empfangen, aber das Reich durfte er nicht erben, denn die Ehe Heinrichs mit der Gottgeweihten war von der Kirche verflucht und gelöst worden. Auch sein Bild tauchte vor des Königs innerem Auge auf. Er sah ihn vor sich stehen in der Kraft seiner Mannheit, ihm selbst so erschrecklich ähnlich an hohem Wuchs und herrischen Gebärden, mit denselben strahlenden und funkelnden blauen Augen, unterschieden von ihm, dem rötlich Blonden, nur durch das dunkle Haupthaar, das seiner Mutter Erbteil war. Ein Weh ergriff mit einem Male des Königs Herz, wie er es noch nie gefühlt, darüber, daß dieser Mann sein Feind geworden war kurz nach des Vaters Tode und als Empörer gegen ihn ein elendes Ende gefunden hatte. Zwist der Blutsverwandten untereinander, Neid und Hader waren das alte, sich immer erneuernde Elend der Königshäuser; das Geschlecht des großen Karl war dadurch zerrüttet worden wie vorher die fränkischen Merwinge, auch sein Haus war davon ergriffen. Eben jetzt stand wieder Blut von seinem Blute gegen ihn in Waffen, sein junger Sohn Liudolf, den er bekämpfen mußte und doch nicht aufgehört hatte zu lieben. Schon hatte es sich erwiesen,

daß die königliche Macht stärker war als die der Rebellen, schon hatten viele Mitverschworene Liudolfs die Gnade des Königs gesucht, aber der trotzige Jüngling trug noch immer die Waffen, und Gott mochte wissen, ob er rechtzeitig den Weg zurückfinden würde zum Vater oder untergehen in weiteren nutzlosen Kämpfen. War auch diesem Empörer ein Ende bestimmt wie einst dem anderen?

In düsteres Brüten versunken stand der König und hatte nicht acht darauf, daß der Erzbischof vom Altar sich erhoben hatte und nun dem Ausgange zuschritt. Er bemerkte ihn erst, als er dicht vor ihm stand, und ward in dem fahlen Dämmerlichte der Kirche auch vom Bruder nicht früher wahrgenommen.

Die Brüder begrüßten einander durch Umarmung und Kuß, wie es Sitte war unter den nahen Anverwandten des königlichen Hauses. Dann sagte der König: „Wärst du gestern gekommen, ich hätte gemeint, du wolltest unseres Vaters Sterbetag mit mir feiern. Daß du heute erst kommst, zeigt mir, daß dich anderes herführt.“ Und hastig setzte er hinzu: „Du kommst in Liudolfs Sache?“

Der Bruder erwiderte bedächtig, wie es seine Art war: „Ich habe dir vieles zu erzählen,

Otto. Ich kann nicht sagen, daß es viel Gutes wäre."

Der König schrak zusammen. „Er ist tot?" fragte er finster.

„Wer? Liudolf? O nein, er lebt und bezeugt es sehr deutlich. Laß uns hinaufgehen, daß ich dir alles künde," gab Bruno zur Antwort.

„Nein, laß uns hierbleiben. Das Haus ist voller Lärm, hier aber stört uns niemand. Setze dich in den Stuhl hier, Bruder, ich setze mich dir gegenüber, und nun sprich!"

Der Erzbischof gehorchte und wandte dann sein bleiches, von geistiger Arbeit und klösterlicher Lebensweise schmales und abgezehrtes Antlitz dem Bruder zu. „Zuvörderst wisse, weshalb ich gestern nicht kam. Ich wollte ja des Vaters Todestag mit dir feiern, da ich einmal auf der Fahrt zu dir war. Aber ein starker Arm hielt mich unterwegs in Wendisch-Jena zurück, der Arm des Todes. Ich fand den alten Grafen Eggehard gestern im Sterben und habe ihm heute in der Frühe die Augen zugedrückt."

Der König gab einen dumpfen Laut von sich; er konnte ebensogut Schrecken wie Erstaunen bedeuten. Dann sagte er nicht ohne Bewegung in der Stimme: „Er war ein treuer Mann und mir stets hold und gewärtig. Aber er war hochbetagt,

und sein Scheiden von der Erde ist eine Guttat des Himmelsherrn an ihm. Er ruhe in Frieden! Aber seinen Sohn wird's hart ins Herz treffen, er hatte ihn lieb. Übel, daß für ihn der frohe Tag solch ein Ende nimmt! Er hat vorhin beim Jagen mit mir das Beste getan. Aber davon jetzt nichts weiter. Ich höre wohl anderes und mehr von dir."

Der Erzbischof neigte bestätigend das Haupt. „Ich komme, dir zu sagen, daß man weiß, wohin Liudolf sich gewendet hat. Er ist zu Gero gezogen."

„Zu Gero?" fragte der König in großem Erstaunen. „Was sollte er dort wollen?"

„Nun, was er bei Konrad und Friedrich und anderen Großen getan hat: Samen aussäen, der böse Frucht bringt, Aufruhr anzetteln gegen dich."

Otto schlug sich mit der Hand auf den Schenkel und sagte: „Da ist er an den unrechten Mann gekommen!"

„Weißt du das so sicher?"

Der König hob verwundert das Haupt. „Willst du mir den Mann verdächtigen, auf dessen Treue ich baue wie auf einen Fels?"

„Ich will nicht verdächtigen, ich will nur warnen," entgegnete der Erzbischof. „Mein Leben währet erst dreißig Jahre, aber es hat mich gelehrt,

keinem zu trauen. Hundertmal sah ich die Treue hinschwinden aus den Herzen der Menschen vor der Versuchung, wie Lenzschnee schwindet vor der Sonne. Und hast du nicht das Gleiche erfahren, viel härter noch als ich?"

Der König bog sich weit nach vorn, und sein Auge funkelte. „Ja!" rief er mit starker Stimme, „ich habe viel Untreue verspürt in meinem Leben. Eberhard der Franke brach mir seinen Eid und Giselbert der Lothringer, und die Schlange von Mainz suchte mich in die Ferse zu stechen. Mein Halbbruder Thankmar, mein Bruder Heinrich, mein Tochtermann Konrad — sie alle hoben ihre Waffen gegen mich, und nun auch Liudolf, mein Sohn! Aber noch habe ich es nicht verlernt, an Treue zu glauben. Drei Männern traue ich, dir, mein Bruder, Hermann, dem Billunger, und Gero, dem Markgrafen. Warum weckst du Argwohn gegen diesen in meiner Seele? Ist Liudolf zu ihm geflohen, so ist er ein Tor. Der Markgraf wird ihn gefangennehmen und mir übersenden. Ich kann nicht glauben, daß er zu dem geflohen ist, der gegen ihn und seine Gesellen vor kurzem noch sein Schwert geschwungen hat in meinem Dienste. Woher kam dir die Kunde?"

„Ich hörte sie in Merseburg vom Priester Boso, als ich dort nächtigte, und sie schien mir glaublich.

Konrad, dein Tochtermann, dem du seine Empörung verziehen hast, ist auch bei ihm in Magdeburg, wie du weißt. Du hast es sogar gebilligt, daß er ihm zuzog und teilnahm an seiner Kriegsfahrt wider die Uckrer. Mein Rat ist das nicht gewesen, Otto; möge dir nicht böse Frucht daraus erwachsen!"

„Konrads Reue dünkte mich tief und echt," unterbrach ihn der König. „Ich erlaubte ihm die Fahrt, auf daß er sich reinwasche im Blute der Reichsfeinde von seiner Sünde. Auch schien er mir am sichersten aufgehoben in der Nähe Geros, meines Getreuen."

„Gutes Obst wird neben fauligem oft selber faulig," warf Bruno ein. „Ich traue Konrad nicht, er läßt nicht von Liudolf, wenn er sich auch als den Reuevollen aufspielt. Ich höre die beiden noch wispern und flüstern miteinander, als wir zu Ingelheim waren. Selbst in der Kirche, während der Chor sang, steckten sie die Köpfe zusammen. Ich habe es damals vorausgesagt, daß die beiden Unseliges im Schilde führten, und siehe, es geschah bald darauf der ruchlose Überfall auf dich zu Mainz. Ich hatte dich gewarnt, du schlugst die Warnung in den Wind, nun siehe zu, daß du nicht wiederum einem Manne zuviel traust. Die deutschen Großen vertragen es nicht, zu reich und

zu mächtig zu werden; sie schielen dann nach der Krone, und Gero ist schon viel zu groß geworden. Wie ein König sitzt er in seiner Wendenmark, gewinnt immer neue Länderstriche hinzu und Ruhm bei allen Volksgenossen. Die Uckrer hat er völlig gebändigt und riesige Beute nach Magdeburg gebracht. Konrad hat ihm dabei geholfen, die beiden sind jetzt Waffenbrüder. Die Fahrenden werden bald beide in denselben Liedern besingen. Hüte dich! Rufe Konrad auf der Stelle zu dir und fordere, daß Liudolf dir ausgeliefert wird. Macht Gero Ausflüchte, und gehorcht Konrad nicht, so weißt du, woran du bist, und kannst schnell handeln."

Der König saß ein paar Augenblicke schweigend da, dann entgegnete er mit einem tiefen Atemzuge: „Ich kann es nicht glauben, kann ihm nicht mißtrauen. Er war mir ein treuer Geselle, als wir beide noch jung waren. Er, der Ältere, lehrte mich jagen und fechten; ich kenne ihn genauer als einen meiner Brüder und Blutsfreunde. Er kann nicht untreu sein."

Der Erzbischof schüttelte den Kopf. „Das war vor langer Zeit. Die Menschen wandeln sich mit den Jahren. Damals war er ein armer Graf. Dann hast du ihn erhöht, und jetzt — ich sage es offen — gerade jetzt hat er nicht viel weniger

Macht als du. Denn so lange Liudolf sich nicht gebeugt hat, kannst du im Notfall auf viele nicht zählen, die Ergebenheit heucheln."

Otto starrte finster vor sich nieder. „Ich kann ihm nicht mißtrauen!" wiederholte er halblaut.

„Ich habe dich gewarnt, mehr kann ich nicht tun," sagte der Erzbischof, und mit einem Seufzer setzte er hinzu: „Du trägst in deiner Seele das alte Erbteil unseres Geschlechtes, von dem ich frei bin: allzu großen Glauben an die Güte der Menschen. So war unser Vater auch, wie mir glaubhaft erzählt ward, und ich hörte, das schuf ihm manches Ungemach."

In des Königs Augen leuchtete es auf. „Du redest recht!" rief er. „Auch darin bin ich ihm ähnlich, wie in so vielem, und ich bin dessen froh, daß ich ihm so ähnlich bin. Ich habe ihn geliebt, als ich ein Knabe war, und ehrfürchtig, manchmal auch scheu zu ihm aufgeblickt, als ich ein Jüngling war, und nun, da ich ein Mann bin, begreife ich ihn mit jedem Tage mehr. Was ich früher nicht an ihm verstand, ja, was ich an ihm tadelte, das verstehe ich jetzt ganz und gar, und immer klarer sehe ich, daß ich eines Wesens bin mit ihm. Ich verstehe, warum er da und dort fehlte; ich verstehe auch, wie vieles er gut meinte, was nicht verstanden ward und ihm Feinde machte. Ein

Sohn muß wohl älter werden, wenn er seinen Vater verstehen will. Wie beklage ich es, Bruno, daß du ihn so wenig gekannt hast! Er starb ja, als du noch ein Kind warst."

Über das Antlitz des Erzbischofs zuckte ein herbes Lächeln, und er erwiderte: „Als ich ein Kind war? Ich bin wohl nie ein Kind gewesen."

Die Worte kamen kalt und schneidend aus seinem Munde, und der König blickte scheu zu ihm hinüber. Es dämmerte ihm eine Ahnung auf, wie vieles wohl sein Bruder entbehrt und gelitten haben mochte, ehe er so wurde, wie er jetzt war. Als vierjährigen Knaben hatten ihn die Eltern von ihrem Herzen und vom Königshofe hinweggetan in die Klosterschule, denn er sollte ein Gottesstreiter, ein Dienstmann des Himmels werden. Bischof Balderich von Utrecht war von da an, bis er heranwuchs, sein Lehrmeister, ein Mann von großer Geistesbildung und streng mönchischen Sitten, und er hatte den hochbegabten Knaben in seinem Sinne zu erziehen gewußt. Bruno war zwar ein Weltgeistlicher geworden und trug die funkelnde Inful des Erzbistums Köln, aber er führte ein Leben, wie kein Mönch ein strengeres hätte führen können, fastete und kasteite sich und versagte sich jede weltliche Freude. Die Lasten der Welt nahm er um so

williger auf sich, denn er war der Erzkanzler des Reiches und regierte in des Königs Namen das Herzogtum Lothringen. Er legte in allen diesen weltlichen Geschäften eine fast übermenschliche Klugheit an den Tag, aber sie freuten ihn nicht, er führte sie aus bloßem Pflichtgefühl. Ebendeshalb war er seinem königlichen Bruder eine wertvollere Hilfe als jeder andere, denn jeder andere handelte doch schließlich mehr aus selbstsüchtigen Gründen als nur aus Rücksicht auf das allgemeine Wohl. Gott hatte ihm eine große Gnade erwiesen, daß er ihm einen solchen Ratgeber an die Seite gestellt hatte. Aber zum ersten Male fragte sich König Otto, ob wohl sein Bruder glücklich sei in seinem Leben, und ob überhaupt ein dreißigjähriger Mensch glücklich sein könne, der abseits stand von allem, was die Welt bot, der nichts wußte von frohem Jagen im grünen Walde und vom Krachen der Speere auf der Kampfesheide, vom Becherklang und von holder Frauenliebe. War es recht gewesen von seiner Mutter, daß sie ihren jüngsten Sohn zum Priester gemacht hatte, sie allein, denn sein Vater wäre schwerlich jemals darauf verfallen? Und war es recht gewesen von ihm selbst, daß er seinen eigenen Sohn Wilhelm zu den Mönchen gegeben hatte? Es war freilich nicht sein echter Sohn. Als heiß-

blütiger Jüngling hatte er vor langen Jahren eine schöne kriegsgefangene Slawin von edlem Geblüt geliebt, und Wilhelm war die Frucht dieser Liebe. Aber Königsblut rollte doch durch seine Adern, das wilde Blut der Liudolfinger, das schwer zu bändigen war und heiß den Freuden der Welt entgegenschäumte. War es recht, daß er ihn, gleichfalls den Wünschen seiner Mutter nachgebend, zum Priester hatte erziehen lassen und nicht zum Kriegsmann?

Wunderlich, daß sein Bruder nun von diesem Sohne zu reden anhub! Denn nachdem ein langes Schweigen zwischen den beiden gewesen war, begann der Erzbischof, ohne auf seine frühere Rede zurückzukommen: „Die Pfaffheit von Mainz begehrt dringend nach einem neuen Hirten. Wie wäre es, wenn du Wilhelm, deinen Sohn, auf den Stuhl des heiligen Bonifazius setztest?“

Otto blickte ihn überrascht an. „Wie, den Jüngling? Er hat kaum die Jahre, die der Kirche Satzungen verlangen zur Übernahme der Priesterwürde. Er ist kürzlich erst geweiht.“

„Er ist frühreif, wie wir alle von Liudolfs des Alten Geschlecht. Auch ist er ein untadeliger Mann, klug und gelehrt und wird dir treu sein.“

„Du hast recht!“ sagte der König rasch und erfreut. „Ich meine, dein Rat ist gut. Ich denke,“

setzte er bedächtiger hinzu, „wenn er so jung schon zu so hoher Ehre kommt und ein Fürst des Reiches wird, trägt er es leichter, daß ihm kein weltliches Herzogtum winkt.“

Der Erzbischof machte eine abwehrende Handbewegung. „Meinst du, er sinne darauf und begehre danach? Da bist du im Irrtum. Der Gnade des Himmelsherrn gilt sein Sehnen; der Glanz der Erde ist ihm gleichgültig. Er wird die Inful tragen, wie ich sie trage, als eine Last. Aber, ich bitte dich, laß uns hinaufgehen. Mich fröstelt hier in der Kühle.“

Der König willfahrte, und sie schritten schweigend die Wendeltreppe hinan. Als sie droben in das Vorgemach traten, bot sich ihnen ein seltsames Schauspiel dar. Vor dem Bilde des Gekreuzigten kniete ein starker, breitschultriger Mann im Büßerhemde und betete halblaut mit großer Inbrunst. Als er den König erblickte, sprang er auf, stürzte aber sogleich wieder auf die Erde nieder und beugte sich so tief hinab, daß sein langer, schwarzer Bart fast den Boden berührte. „Gnade, mein Herr König!“ ächzte er. „Richtet nicht im Zorne Euren Knecht.“

„Was ist das, Graf Ibo?“ rief Otto erstaunt. „Wo kommst du her, und was soll dieses Kleid?“

„Es ziemt mir!“ erwiderte der Graf. „Ich habe mich gegen des Königs Hoheit versündigt.“

„Was ist geschehen?“ rief der König aus und stampfte ungeduldig mit dem Fuße auf den Estrich. „Rede, statt zu winseln!“

„Mein Herr König höre mich gnädig an. Den Grafen Wichmann, den Rebellen und Verräter, gabt Ihr mir in Verwahrung. Ich ließ ihn bewachen durch treue Leute Tag und Nacht. Aber der eidbrüchige Schuft“ — —

„Er ist entwischt?“ rief der König.

„Ihr sagt es, Herr!“

Ottos Augen schossen einen scharfen Blitz auf den Knienden herunter, und sein Antlitz bedeckte sich mit heißer Röte. Eine gewaltige Ader erschien auf seiner Stirn, und er wühlte mit seiner Hand in seinem Barte, wie er tat, wenn er zornig war. Aber der Erzbischof verhütete es, daß der Zorn zum Ausbruch kam.

„Laß den Grafen erzählen, wie die Sache zugegangen ist,“ bat er ruhig. „Der Wichmann war von je ein listereicher Ränkeschmied; vielleicht ist Ibos Schuld nicht allzu groß.“

„So sprich!“ grollte der König.

„Ich ließ ihn ausreiten im Geleit von drei Knechten. Der Herr König hatte mir geboten, ihn nicht hart zu halten, darum ließ ich's zu.

Im Walde kommt aus dem Dickicht Eckbert, sein Bruder, der einäugige Schelm, der Eurer Rache entfloh, mit zwölfen. Da wandten sich meine Knechte zur Flucht, und Eckbert ruft ihnen höhnend nach: ‚Wenn euer Herr uns sucht, sagt ihm, wir wären gen Magdeburg zu Markgraf Gero geritten‘."

Der König zuckte zusammen und fuhr nach seinem Bruder herum. Sein Antlitz war mit einem Male erblichen.

Der Erzbischof tauchte seinen Blick tief in den des Königs, dann sagte er gelassen: „Das fügt sich gut zu dem, was ich dir vorhin sagte."

Otto stöhnte wie in schmerzlicher Qual. „Wie wäre es möglich? Zu Gero? Meine Feinde zu Gero? Wie kämen sie zu ihm?"

„Ach Herr," sprach der Kniende, „habt Ihr noch nicht gehört, daß Markgraf Gero die Schwester der beiden freien will? Die schöne Hathui —"

„Was faselst du?" fiel ihm der König mit grimmigem Lachen ins Wort. „Sie kann nicht zwanzig sein, er ist fünfundvierzig!"

„Sie ist sehr schön," stotterte Graf Ibo, „alle Welt sagt es. Ich habe sie noch nicht gesehen. Aber er soll sie haben holen lassen aus der heiligen Mauer zu Frose, wo sie in ihrer Bedrängnis eine Zuflucht gesucht hatte."

Wieder blickte der Erzbischof seinen Bruder an. „Das ist des Rätsels Lösung," sagte er leise. „Ein Weib! Zweifelst du noch an meinen Worten?"

Der König schwieg und schaute düster zu Boden. Dann sagte er hart: „Steh auf, Ibo. Zum Wärter von Gefangenen taugst du nicht. Aber warum machte ich dich dazu! Wichmanns Flucht sei dir verziehen. Du reitest morgen früh heim, und übermorgen stößest du zu mir mit allen deinen Leuten in Merseburg, denn ich werde nach Magdeburg reiten."

„Da sei Gott vor!" rief der Erzbischof und hob beschwörend beide Hände empor. „Willst du dich in ihre Gewalt geben? Denke an die Falle in Mainz!"

„Ich habe genug Mannen bei mir, und unterwegs ziehe ich noch mehr an mich in Merseburg, wohin ich morgen zurückkehre. Nicht sie überraschen mich, ich überrasche sie. Kein Einspruch mehr, ich bitte. Noch zweifle ich an deinen Worten, noch kann ich Gero nicht so großer Schalkheit für fähig halten. Aber ich will klar sehen. Bei meinem Barte, in drei Tagen breche ich auf gen Magdeburg!"

II.

In schweren Gedanken saß König Otto in seiner Pfalz zu Merseburg. Am gestrigen Tage war er eingeritten, und heute hatte sein Bruder Abschied von ihm genommen und war heimgezogen in seine Stadt, das vieltürmige Köln am Rhein. Noch in derselben Stunde war ein anderer Gast in die Königspfalz eingekehrt, Graf Wiggbert, der Abgesandte Herzog Heinrichs von Bayern. Er hatte dem König eine üble Kunde gebracht. Der Bayernherzog, der die Kunst des Schreibens verstand, sandte seinem königlichen Bruder einen langen Brief. Darin ließ er ihn wissen, daß die alten Reichsfeinde, die Ungarn, die man auch Hunnen nannte, einen großen Heereszug gegen die deutschen Gaue rüsteten. Sie hätten schon dieses Jahr losbrechen wollen, aber die weissagenden Vorzeichen wären nicht günstig gewesen, und so hätten sie die Fahrt verschoben. Dagegen scheine ihnen das nächste Jahr überaus günstig für ihr Vorhaben, denn Bulzuk, ihr großer Heerfürst, habe im Traume eine Stimme gehört, die mit dumpfem Klange gerufen habe: „Wenn die Christenheit das neunhundertfünfundfünfzigste Jahr schreibt nach der Menschwerdung ihres Gottes,

wird alles Land, das Heinrichs des Sachsen Sippe beherrscht, in Blut ersaufen."

Boso, der Priester, hatte dem Könige seines Bruders Brief vorgelesen und mußte es nach einer Weile zum zweiten Male tun. Denn Otto übte sich zwar seit Jahresfrist, das Lesen und Schreiben zu erlernen, das man ihm in der Jugend nicht beigebracht hatte, aber er war bisher in dieser Kunst noch nicht weit vorgeschritten.

Er lehnte sich, während der Priester las, in seinem plump geschnitzten Armstuhle weit zurück und hielt den Blick unbeweglich auf die Decke des Gemachs gerichtet. In dieser Stellung verharrte er noch eine ganze Weile, nachdem Boso geendet hatte. Dann sprach er schwer und langsam: „Diese Kunde bleibt geheim. Ich verpflichte euch beide, Wiggbert und Boso, davon zu schweigen gegen jedermann. Du, Wiggbert, lasse dir von Heribrant ein Gelaß anweisen, und iß und trinke, wenn dir der Sinn danach steht. Deinem Herrn werde ich heute noch Bescheid aufschreiben lassen. Du reitest morgen früh wieder gen Süden, wenn ich selbst nach Norden ziehe. Jetzt laßt mich allein."

Der Graf neigte sich schwerfällig und schritt aus der Tür. Der Priester folgte ihm. Als sie gegangen waren, stützte der König sein Haupt in die Hand

auf den Tisch, der vor seinem Sitze stand, und tiefer Gram spiegelte sich in seinen Zügen wider. An der Wahrheit dessen, was ihm sein Bruder schrieb, konnte er nicht zweifeln, denn Herzog Heinrich hielt beständig Späher und Kundschafter im Lande der Hunnen und ward von allem, was sich ereignete, jederzeit aufs beste unterrichtet. Auch mußte es nur allzu glaubhaft erscheinen, daß sie an einen großen Angriff dachten. Sie hatten im vorigen Jahre den Süden des Reiches verheert und ihre Rosse im Rheinstrom getränkt, ja, sie waren über den Fluß gezogen und weit noch eingedrungen in das Land der Westfranken. Da der Bürgerkrieg im Reiche tobte, war er nicht imstande gewesen, ihnen zu wehren. Würde er nächstes Jahr die Macht dazu haben? Hatte Liudolf, sein unseliger Sohn, wirklich den Markgrafen Gero umgarnt, flammte somit das Feuer der Empörung noch einmal hoch empor, so war er ohnmächtig wie im Jahre zuvor. Gott mochte wissen, was dann aus dem Reiche werden sollte, wenn die unzähligen Scharen der wilden Räuber heranbrausten!

Er stand auf und nahm das Schreiben seines Bruders nochmals zur Hand. Aber nachdem er einige Sätze mühsam entziffert hatte, ließ er es mit unwirscher Gebärde fallen. Langsam trat er

ans Fenster und blickte hinaus. Dort drüben waren Hunderte an der Arbeit, in die harten Felsen tiefe Furchen einzugraben. Dahinein sollte die Grundmauer gelegt werden für eine neue, schönere und größere Pfalz. Boso, der kunstreiche Priester, gebot über die Werkleute, neben ihm zwei andere seiner Ordensbrüder, die das Sankt-Emmerans-Kloster zu Regensburg dem König auf seinen Wunsch gesendet hatte. Otto furchte die Stirn und ballte die Fäuste. Der Gedanke schoß ihm durchs Hirn: Vielleicht vollendet diesen Bau der König Liudolf. Vielleicht auch gibt es über Jahr und Tag keinen deutschen König mehr.

Da klopfte es an die Tür, und der König wandte sich jäh um. Unwillkürlich fuhr er mit der Hand nach dem Messer, als wenn er einen Überfall befürchtete.

Heribrant, der Kämmerer, trat eilfertig in das Gemach.

„Ich mag jetzt nicht essen," rief ihm der König schroff entgegen.

„Ich komme nicht, um den Herrn König zur Mahlzeit zu rufen," entgegnete der wohlbeleibte Würdenträger des Hofes und neigte sein kahles Haupt. „Ein Weib bittet, mit meinem Herrn reden zu dürfen."

Der König blickte ihn verwundert an. „Wer ist es?“

„Ich kenne sie nicht.“

„Hast du nicht nach ihrem Namen gefragt?“

„Das tat ich, aber sie will ihn nicht nennen.“

Der König schüttelte den Kopf. „Ist sie aus der Stadt drunten, oder kommt sie von auswärts?“

„Herr, sie scheint kein geringes Weib zu sein. Sie kam mit zwei Dienerinnen und einer Rotte Gewaffneter. Einer ist dabei, der sieht aus wie ein junger Held.“

„So führe sie herein,“ gebot der König und blickte gespannt nach der Tür hin. Gleich darauf erschien eine hohe Frauengestalt auf der Schwelle, und er sah auf den ersten Blick, daß die Eintretende von edlem Sachsengeschlechte war. Sie trug ein schlichtes Trauergewand, aber sie erinnerte ihn an seine erste Gemahlin, die schöne Editha, wie sie ihm zum ersten Male als Jungfrau entgegengetreten war. Die Züge ihres Antlitzes waren freilich andere, aber an Wuchs und Haltung war sie ihr ähnlich, und auch das rötlichblonde Haar, das ihr in reicher Fülle über den Nacken herniederfloß, hatte sie mit der Verstorbenen gemeinsam. Als sie nun die Wimpern

hob und die großen glänzenden Augen auf ihn richtete, mußte er sich sagen, daß er ein schöneres Weib selten gesehen habe. Da er für Frauenschönheit sehr empfänglich war, so ruhte sein Auge mit Wohlgefallen auf ihr, und in gütigem Tone fragte er sie: „Wer seid Ihr, Jungfrau, und was begehrt Ihr von mir?“

Da glitt sie zur Erde nieder, hob beide Arme empor und flehte: „Ich bitte den Herrn König um Gnade für meine Brüder.“

Der König blickte sie betroffen an. „Wer seid Ihr, und wer sind Eure Brüder?“

„Ich bin Hathui, Graf Wichmanns des Älteren Tochter, und meine Brüder sind die Grafen Wichmann und Eckbert, die sich versündigt haben gegen des Königs Hoheit.“

Otto trat einen Schritt zurück, und sein Antlitz ward düster. „So seid Ihr des Markgrafen Gero Weib?“ fragte er mit rauher Stimme.

Die Kniende hob erstaunt den Blick zu ihm empor. „Ich habe den Markgrafen noch nie gesehen,“ gab sie zur Antwort.

In Ottos Antlitz prägte sich die tiefste Verwunderung aus. „Wie?“ rief er, „hat Euch Gero nicht aus dem Kloster holen lassen, in das Ihr Euch zurückgezogen hattet? So ist mir erzählt worden.“

„Darin seid Ihr recht berichtet, Herr."

„Und Ihr habt ihn niemals gesehen?"

„Niemals, Herr."

„Nun, bei Sankt Lorenz! Das verstehe ich nicht!" rief der König und warf sich in seinen Stuhl. „Steht auf, Jungfrau, und erklärt mir, wie das zusammenstimmt."

Das Mädchen erhob sich und begann ohne Scheu zu reden: „Wie der Herr König weiß, ward mein Bruder Wichmann von den Königsleuten gefangen, mein Bruder Eckbert entsprang ihnen und wurde mit seinen Gesellen landflüchtig. Unser Hof brannte ab, als Wichmann sich wehrte, seine Schätze wurden ihm geraubt. Meine Mutter und ich blieben arm und schutzlos zurück in der verwüsteten Heimat, unsere Diener waren erschlagen oder mit Eckbert geflohen."

Der König unterbrach sie: „Eure Mutter ist Bia, Graf Thiadrichs Tochter?"

Das Mädchen neigte das Haupt, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Sie lebt nicht mehr. Vor zwanzig Tagen ist sie gestorben."

„Oh!" rief der König. „Es ist mir leid, das zu hören. Ich habe sie in meiner Jugend wohl gekannt. Sie hätte ein besseres Los verdient."

Die Jungfrau neigte sich, als ob sie für dieses

Lob der Toten danken wollte, und schwieg ein paar Augenblicke, um ihrer Bewegung Herr zu werden. Dann fuhr sie fort: „Der Abt von Frose nahm uns auf, er ist ein alter Freund meines Vaters. Den ließ meine Mutter einen Brief schreiben an Herrn Gero und befahl mich in seinen Schutz und gebot mir, ihm zu vertrauen, als ob er mein Vater wäre. Dann ging sie hinüber in den Himmelssaal. Drei Tage später sandte Herr Gero seinen Sohn ins Kloster und ließ mich abholen nach seinem Hofe Trebnitz über der Saale. Dort ward ich wohl gehalten wie in meiner Eltern Hof, und schon am dritten Tage warb Siegfried, Herrn Geros Sohn, um meine Hand."

„Ah! Es ist also doch etwas an der Sache!" rief der König. „Nur ist's nicht der Alte, sondern der Junge! Und Ihr willigtet ein, sein Weib zu werden?"

„Ich gab ihm mein Wort, Herr König, aber ich bedang mir aus, daß ich ein Jahr lang um meine Mutter trauern dürfe. Dann erst wolle ich ihm folgen als sein Weib."

„Nicht jede hätte das getan in Eurer Lage. Mißfiel Euch der Jüngling, und wolltet Ihr Zeit gewinnen?"

„Er mißfiel mir nicht, und ich wies ihn nicht

ab, um Zeit zu gewinnen. Es dünkte mich unrecht, das Trauergewand so bald abzulegen und in das Hochzeitskleid zu schlüpfen. Und nun weiß ich nicht, ob ich jemals sein Weib werden kann," setzte sie mit düster zusammengezogenen Brauen hinzu.

„Warum nicht?"

„Sein Vater hat meine Brüder gefangengesetzt."

Der König schnellte von seinem Stuhl empor, und seine Augen funkelten. „Markgraf Gero hat die beiden gefangen?"

Die Jungfrau blickte erschrocken auf den Erregten, dann sank sie wieder auf die Knie. „Ich weiß es, Herr König, sie haben unrecht getan, und ich billige ihre Tat nicht. Aber sie sind im guten Vertrauen nach Magdeburg geritten, weil sie hörten, Herr Liudolf sei dort, des Herrn Königs Sohn. Auch hat sie das Gerücht getäuscht, der Markgraf wolle mich, ihre Schwester, zur Ehe nehmen, da er seit langen Jahren Witwer ist. Er hat ihr Vertrauen schlecht vergolten. Sie liegen im Kerker, und er will sie vor Euer Gericht stellen, Herr. Und darum flehe ich Euch an um ihr Leben. Sie haben niemanden sonst, der für sie bittet, denn Vater und Mutter sind tot. Seid ihnen gnädig, Herr König, wie Ihr schon so vielen

gnädig waret, die Euch gekränkt und beleidigt haben."

Der König antwortete nicht sogleich. Tief aufatmend hatte er sich halb von ihr abgewendet. Er hatte Mühe, sich zu fassen, denn durch seine Seele brauste ein Sturm des Frohlockens. Gero hatte die Empörer festnehmen lassen, die zu ihm gekommen waren, ihn zu umgarnen. Er war ihm also treu geblieben! Einer großen Besorgnis war er ledig. Aber vor allem freute er sich darüber, daß der Verdacht sich als grundlos erwies, dem er Raum gegeben hatte in seinem Herzen, und daß nicht wieder einer ihn täuschte, auf dessen Treue er seit Jahren baute. Dann überfiel ihn mit einem Male ein Gedanke, der ihm für einen Augenblick den Herzschlag stocken machte.

„Hat Gero auch meinen Sohn gefangengenommen?" fragte er hastig.

„Herr Liudolf ist entflohen, wie ich hörte."

Des Königs Stirn überschattete eine Wolke, aber das Freudenlicht in seinen Augen erlosch nicht, und gütig beugte er sich zu der Knienden hernieder. Er legte ihr die Hand auf den Scheitel und sprach im Tone väterlicher Milde: „Wenn Wichmann und Eckbert meine Gnade suchen, so sollen sie nicht vergebens an meine Tür klopfen. Ich habe schon andern ver-

geben, die sich weit schlimmer an mir versündigt hatten."

Über das Antlitz der Jungfrau flog ein heller Schimmer, und sie faßte nach der Hand des Königs, um sie an ihre Lippen zu ziehen. Aber er entzog sie ihr. „Nicht so. Ich will nicht, daß Frauen mir die Hand küssen," sagte er und fuhr dann kühl und geschäftsmäßig fort: „Steht auf und hört weiter meine Rede an. Das Leben Eurer Brüder verschone ich, wenn sie sich mir flehend nahen. Aber ungestraft darf ich sie nicht lassen um des Volkes willen, auf daß es mich nicht für einen Schwächling halte. Wer wider des Königs Hoheit frevelt, muß büßen. Daher nehme ich sie in Haft, bis sie mir dienen gegen die Hunnen im nächsten Jahr. Im Kampfe gegen den Erzfeind mögen sie sich ihrer Schuld entsühnen. Ich zweifle nicht, daß sie sich ehrlich halten werden im Streite, tapfere Leute sind sie ja. Dann gebe ich ihnen einen Teil ihrer Lehen zurück. Den Teil aber, den sie verwirkt haben durch ihre Sünde, gebe ich Euch, damit Ihr nicht leer einzieht in das Haus Geros, meines Getreuen. Denn wisset, Siegfried, Geros Sohn, ist mein Patenkind. Da muß ich schon darauf sehen, daß er eine Frau mit stattlicher Mitgift heimführt."

Die Jungfrau sah ihn mit so strahlenden Augen an, daß er lächeln mußte, und als sie ihm, überwältigt von jäher Freude, die Hand hinstreckte, ergriff er sie mit festem Drucke. „Sie ist wie ein beschenktes Kind," dachte er. „Wie seltsam die großen Kinderaugen im Antlitze des reifen Weibes stehen!"

„Oh, Ihr seid gütig, Herr König, und ich danke Euch von Herzen!" rief sie in überquellender Freude und setzte mit großer Offenheit hinzu: „Ich war ja so arm wie eine Waldmaus, und es bekümmerte mich, daß ich einem, der um mich warb, auch nicht ein Tagewerk Landes mitbringen konnte."

Der König lächelte wieder und fragte dann, plötzlich ernst werdend: „Ja, wißt Ihr denn, daß Markgraf Gero der schnellen Werbung seines Sohnes zustimmt?"

„Er hat ihn sogar dazu ermuntert."

Der König blickte sie erstaunt an, und sie fuhr fort: „Siegfried erzählte mir, sein Vater habe ihm geboten: ‚Reite nach Frose und hole dort Hathui ab, Graf Wichmanns Tochter, die jetzt in großer Not ist. Führe sie nach Trebnitz und befiehl, daß sie dort gehalten wird wie meine Tochter. Und wenn sie dir gefällt und sie dich mag, so wirb um sie und führe sie mir als Tochter zu'."

„Das ist erstaunlich!“ rief der König, „und es wundert mich um so mehr, als Euer Vater und Gero keine Freunde waren. Sie mieden sich und gingen sich aus dem Wege, wo sie konnten. Könnt Ihr mir dieses Rätsel lösen?“

„Ich kann es nicht, ich weiß nur, daß meine Mutter mich Herrn Gero übergeben hat. Früher habe ich seinen Namen niemals aus ihrem Munde gehört. Aber es ist so, wie ich dem Herrn König sagte. Held Siegfried kann es Euch nachher selbst bestätigen.“

Der König fuhr auf. „Nachher? Ist er denn hier?“

„Er kam mit einer Botschaft seines Vaters an den Herrn König und kehrte in Trebnitz ein. Von ihm erfuhr ich, daß meine Brüder gefangen liegen, und in seinem Geleite ritt ich hierher, um für sie zu bitten. Er harrt draußen im Vorgemache.“

Ohne ein weiteres Wort eilte der König nach der Tür und riß sie auf. Ein Gewappneter, der sich auf eine Bank niedergelassen hatte und zum Fenster hinausblickte, schnellte empor.

„Siegfried, Geros Sohn, tritt näher!“ rief der König. Der Jüngling gehorchte, nahm den Helm vom Haupte und beugte vor seinem Könige das Knie. Dann erhob er sich und erwartete die Anrede.

Der König musterte ihn eine Weile schweigend, dann legte er ihm vertraulich die Hand auf die Schulter. „Du bist groß geworden, seit ich dich zuletzt sah. Es sind wohl sieben Jahre her, es war kurz vor dem Tode deiner Mutter.“ — „Wie er doch dieser Mutter gleicht!“ dachte er, indem sein Blick nochmals prüfend über ihn hinglitt. „Dasselbe hellblonde Gelock, die freundlichen Züge; von seines Vaters schwarzem Haar und seinen lohenden Feueraugen ist nichts auf ihn gekommen. Nur die hohe Gestalt hat er von ihm. Er sieht wie ein tüchtiger Junge aus, aber nicht gerade wie des gewaltigen Gero Sohn.“ Dann fragte er: „Du hast eine Botschaft deines Vaters an mich?“

Der Jüngling, der unter des Königs Blicken stark errötet war, neigte sich zum zweitenmal. „Jawohl, Herr König,“ erwiderte er. „Mein Vater läßt Euch wissen, daß er morgen bei Euch eintreffen will. Ist es des Herrn Königs Gnade nicht recht, so soll ich ihm das kundtun in Trebnitz.“

„Er ist mir sehr willkommen!“ rief der König. „Weißt du, was er mir bringt?“

„Wertvolles, Herr. Den Schatz, den er den Uckrern abgenommen hat. Und noch Wertvolleres, sagte er, habe er Euch zu überbringen.“

„Ah," dachte der König, „die beiden gefangenen Empörer!" Er streifte einen Goldreif von seinem Finger und steckte ihn an des Jünglings Hand. „Das sei dein Botenbrot," sagte er. „Du hast mir gute Botschaft gebracht."

„Ich danke dem Herrn König und bitte um Urlaub, daß ich nach Trebnitz zurückreiten darf."

„Auf der Stelle willst du wieder hinüber?" fragte der König erstaunt. „Ich rate dir, bleibe die Nacht hier und reite morgen in der Frühe. Es ist schon in der fünften Stunde, die Strahlen der Sonne stehen schräg." Er ergriff einen Stab, der in der Ecke lehnte, und stieß dreimal stark auf den Boden auf. Es war das Zeichen, daß Heribrant, der Kämmerer, heraufkommen sollte. „Ich will dir ein Gastgelaß anweisen lassen und deiner Anverlobten auch. Die Jungfrau kann den weiten Weg nicht zum zweiten Male zurücklegen an einem Tage."

„Wenn des Königs Gnade sie hier behalten will, so wird es gut sein. Mir aber vergönne der Herr König, daß ich reiten darf. Mein Vater hat mir befohlen, ihn in Trebnitz zu erwarten."

„Nun, so gehorche deinem Vater," entgegnete der König, und ein leichter Seufzer entfuhr ihm,

denn er dachte an seinen ungehorsamen Sohn, der den Willen seines Vaters mißachtete und sein Feind geworden war. „Heribrant," wandte er sich an den eintretenden Kämmerer, „du gibst Herrn Geros Sohn einen Imbiß und einen Trank, sorgst auch für die Knechte. Diese Jungfrau, Hathui, Graf Wichmanns Tochter, und ihre Frauen führst du Frau Imma, deinem Gespons, zu. Dann schicke Boso mit dem Schreibgerät. Ich würde Euch zur Königin führen, liebe Jungfrau, aber sie weilt zurzeit in Speyer."

Er geleitete die beiden bis an die Tür des Vorzimmers und kehrte dann in sein Gemach zurück. Als Boso, der Priester, einige Minuten später eintrat, fand er seinen Herrn vor dem Kruzifix auf dem Boden kniend und in tiefes Gebet versunken. Mit gesenktem Haupte wartete er vor der Tür, bis des Königs Andacht beendet war.

„Boso," sagte Otto, als er ihn bemerkte, „es sind sofort eilende Boten zu senden an die Grafen Eggihard, Günther, Wippert und Ibo. Sie sollen mit ihren Mannen daheim bleiben. Ich habe sie nicht mehr nötig. Graf Gero hat die beiden Empörer Wichmann und Eckbert gefangen und bringt sie mir morgen, dazu die Beute, die er den Uckrern abgenommen hat. Liudolf ist leider

entflohen, sonst würde er ihn auch bringen. Denn Gero ist treu geblieben — gelobt sei Gott und alle Heiligen! Und nun tritt her und schwöre auf dieses Kreuz, daß durch deinen Mund niemals Markgraf Gero Kunde erlange, in welchem Verdachte ich ihn gehabt habe zwei Tage lang. Und dann schreibst du an meinen Bruder, Herrn Bruno, was ich dir vorsage, und Wipprecht mag ihm nachreiten und ihm die Kunde bringen, daß er sich geirrt hat, und daß Gero seinem Könige die Treue hält, wie er sie bisher immer gehalten hat."

III.

Etwa eine Stunde südlich von Merseburg stand auf einem Hügel über der Saale mitten im Walde eine aus Holz gezimmerte Klause. Dort hauste der weise Wigfried, dessen weit über den Gürtel herabfallenden Bart König Otto schon bewundert hatte, als er noch ein zehnjähriger Knabe gewesen war. Vor fast fünfzig Jahren war er in der Gegend erschienen, hatte sich seine Hütte selbst gezimmert und lebte seither in der tiefsten Einsamkeit weitab von allen Menschen. Wovon er sich nährte, wußte niemand, aber er kam aus einem Jahr ins andere, und seine Kraft schien nicht zu verfallen. Die Winterkälte tötete ihn

nicht, die wilden Tiere des Waldes verschonten ihn. Die Pest ging durch die Dörfer, die wilden Ungarn brachen ins Land und brachten Tausenden den Tod — ihn aber suchte und fand weder Seuche noch Feind, er blieb am Leben. Allmählich hatte sich ein Sagenkranz um ihn gebildet. Er sei weit über hundert Jahre alt, hieß es, und könne nicht sterben, bis wieder ein Kaiser die Krone über das ganze Reich trage, das der große Karl beherrscht habe, denn er sei vom Blute dessen, der die Sachsen unter seine Faust gebeugt und ihnen den Christ gebracht habe. Auch ward behauptet, er könne sich unsichtbar machen und könne die Menschen bannen durch den Blick seiner Augen, daß sie starr und steif dastehen müßten wie Baumklötze, bis er das Zeichen des Kreuzes über sie mache. Dieses Gerücht war ihm sehr nützlich, denn es schützte ihn davor, daß mutwillige Buben ihren Schabernack mit ihm trieben. Seit einigen Jahren war er in den Geruch der Heiligkeit und dazu besonderer göttlicher Erleuchtung geraten; denn als eine Zeidlerfrau beim Beerensuchen in der Nähe seiner Hütte von einer bösen Schlange gebissen worden war und im Sterben gelegen hatte, da war er des Weges gekommen, hatte einen Segen über sie gesprochen, und schon nach einer Stunde war sie gesund heimgegangen. Den

andern Weibern, die bei ihr gewesen, hatte er befohlen, fleißig zu beten, denn es drohe dem Lande eine große Gefahr. In der Tat brach einige Wochen später ein Kindersterben aus, wie es noch nie dagewesen war. Somit stand es den Leuten fest, daß der Alte die Gabe besitze, Kranke zu heilen und zu weissagen. Nun kamen viele zu ihm, die Heilung von ihren Gebrechen begehrten oder einen Blick in die Zukunft tun wollten, aber die meisten mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Denn der Alte redete nur, wenn ihm die Laune danach stand, und das war selten genug. Meist gab er auf Bitten und Fragen überhaupt keine Antwort, sondern schaute seine Gäste nur finster und drohend an, so daß es ihnen unheimlich zu Sinn ward und sie scheu entwichen. Aber dadurch wuchs nur sein Ruhm und drang auch zum Ohre des Königs. Der sandte Boten aus und ließ ihn einladen in seine Pfalz. Der Greis jedoch gab den Königsleuten die Antwort, wer etwas von ihm begehre, der möge zu ihm kommen.

Nun hätte ja der König Gewalt brauchen können, aber es deuchte ihn nicht rätlich, den heiligen Mann wider sich aufzubringen, und er beschloß, den Greis im Walde aufzusuchen. Schon vor einer Woche war ihm der Entschluß ge-

kommen, doch immer hatte sich etwas dazwischengeschoben. Aber am Morgen des Tages, an dem Markgraf Gero in Merseburg erwartet wurde, ritt er, von einigen Gewaffneten begleitet, zu ihm hinaus. Denn die Botschaft seines Bruders Heinrich hatte ihn in der Nacht wenig schlafen lassen, und als er endlich auf kurze Zeit in Schlummer gesunken war, hatte ihn ein böser Traum heimgesucht und sein Gemüt schwer belastet. Darum wollte er den Mann aufsuchen, der ihm vielleicht diesen Traum deuten konnte. Vor Geros Ankunft hoffte er lange zurück zu sein. Aber als er an die Klause kam, war der Alte nicht daheim; wahrscheinlich suchte er sich irgendwo im Walde seine kärgliche Nahrung. Der König wartete lange, sandte endlich zwei seiner Knechte aus, ihn zu suchen, aber es war alles vergeblich. Wigfried blieb unsichtbar, und der König mußte sich nach langem Warten auf den Heimweg machen.

So kam es, daß Markgraf Gero eine halbe Stunde früher als er in Merseburg einritt. Er hatte die schweren, langsam fahrenden Wagen unter der Obhut seines Sohnes Siegfried und sechzig Gewaffneter gelassen und war mit zwei Begleitern dem Zuge vorausgeeilt. Als er erfuhr, König Otto sei von seinem Morgenritte

noch nicht heimgekehrt, fragte er sogleich nach der Jungfrau Hathui, die gestern hier ihren Einzug gehalten.

„Sie ist im Würzgärtlein, Herr. Soll ich sie holen?“ erwiderte der Kämmerer Heribrant, der ihn vor der Tür des Königshauses empfangen und begrüßt hatte.

„Nein, ich werde dort mit ihr reden, und ich kenne den Weg,“ erwiderte Gero. Er winkte dem Kämmerer, daß er zurückbleibe, schritt um das Haus herum und trat durch eine enge Tür in den kleinen Garten, der über der Saale hing. Auf allen königlichen Pfalzen hatte die Königin Mathildis zur Zeit der Herrschaft ihres Gemahls kleine Gärten anlegen lassen, in denen heilsame Kräuter gebaut wurden. Hier war die Anlage nicht leicht gewesen, denn das Haus stand auf hartem Felsen. Viele fleißige Hände hatten sich rühren müssen, das Erdreich in Körben heraufzutragen und zwischen dem Hause und der Burgmauer ein Gärtlein zu schaffen, in dem Blumen und Arzeneien zu gedeihen vermochten. Es stand jetzt in vollem Flor, so daß dem Eintretenden ein starker Duft entgegenquoll.

Gero erspähte die Jungfrau in einiger Entfernung. Sie hatte sich weit über die Mauer vorgelehnt und blickte hinunter in den Fluß,

deſſen ſprudelnde Wellen ſich an dem vorſpringenden Felsgeſtein brachen. Langſam trat er näher. Als ſie ſeinen Schritt hörte, fuhr ſie herum und blickte ihm mit großen Augen ins Geſicht. Dann aber ſenkte ſie ſcheu die Stirn und ſah befangen zu Boden. Das ſcharfe Blitzen ſeiner Augen verwirrte ſie, wie jeden, der ihm zum erſten Male ins Antlitz ſchaute.

Der Markgraf betrachtete ſie eine Weile ſchweigend. Ihr Anblick ſchien eine wunderbare Wirkung auf ihn auszuüben, denn in ſeinen harten Zügen ſpiegelte ſich eine heftige innere Bewegung wider. Er ſchaute auf die Jungfrau, als ſähe er etwas Unbegreifliches, und murmelte unhörbar: „Bia, wie ſie vor fünfundzwanzig Jahren war!“

Endlich begann er: „Sei mir gegrüßt, Hathui. Ich bin Gero, dem deine Mutter dich empfahl.“ Er hielt ihr die Rechte hin, und ſie legte die ihre hinein. „Ich erkannte Euch, Herr, nach den Liedern der Fahrenden und nach dem, wie meine Mutter Euch beſchrieb.“

„Hat ſie oft zu dir von mir geſprochen?“

„Niemals vor ihrer letzten Krankheit.“

Gero ſchwieg wieder ein paar Augenblicke, dann fragte er: „Hatte ſie ein ſanftes Sterben?“

Seine Stimme klang bei dieſer Frage ſo weich,

daß Hathui erstaunt den Blick hob. Mit noch größerem Staunen sah sie, daß es feucht schimmerte in seinen Augen, die über sie hinweg in die Ferne gerichtet waren. „Sie ist ganz still eingeschlafen," erwiderte sie mit zuckenden Lippen.

Der Markgraf antwortete nicht. Er schaute mit trüben Blicken ins Leere, und sein Geist schien ganz der Welt entrückt zu sein. Ihr wurde wunderlich und beklommen zu Sinne, sie wäre am liebsten weggelaufen.

Plötzlich aber straffte sich seine Gestalt, und er machte eine Bewegung, als würfe er eine Last von sich ab. Er richtete seine Augen fest auf sie und fragte: „Hat deine Mutter dir vertraut, weshalb sie mich zu deinem Schützer erkor?"

„Nein, Herr, und als ich sie fragte, blieb sie mir die Antwort schuldig und wehrte mir mit Tränen das weitere Fragen."

„So will ich dir sagen, was sie dir verschwieg," sprach er mit tiefem Ernst. „Deine Mutter und ich hatten uns lieb, als wir jung waren. Es ist lange, lange Jahre her. Ich wollte, daß sie mein Weib würde, und sie wäre es von Herzen gern geworden. Aber dein Großvater, Graf Thiadrich, trennte uns durch sein Machtgebot. Ich war damals nicht reich und ohne Schwertruhm. Er zwang sie, das Weib Wichmanns zu werden, der

Ruhm und Macht besaß. Auch ich habe dann später gefreit, und wir haben uns auf Erden nicht wiedergesehen. Aber vergessen habe ich sie niemals und sie mich auch nicht, wie ich erkenne. Das erzähle ich dir, Kind, damit du weißt, du bist mir teuer als das Vermächtnis einer, die mir einst lieb war. Du sollst Vertrauen fassen zu mir wie eine Tochter zu ihrem Vater; denn wäre mein Leben geworden, wie ich's mir in der Jugend erträumte, so wäre ich heute dein Vater. Aber daß du hierher geritten bist, zeigt mir, daß du vorderhand kein Vertrauen gehabt hast zu meinem guten Willen."

Hathui hatte mit großer Ergriffenheit seiner Rede gelauscht. Während er sprach, war es ihr, als fiele ein blendendes Licht auf vieles im Leben ihrer Mutter, was sie bisher nicht verstehen konnte. Besonders in ihrer frühen Kindheit, dessen entsann sie sich, hatte es heftige Auftritte zwischen ihren Eltern gegeben, und die Mutter hatte heimlich viel geweint, und sie war immer am heitersten gewesen, wenn ihr Gatte auf Jagd- oder Kriegszügen abwesend war von seinem Hause. Sie hatte das bisher nur der unfreundlichen, harten Gemütsart ihres Vaters zuschreiben können; jetzt aber erfuhr sie, daß ihre Mutter ihrem Manne widerwillig in die Ehe gefolgt war, und daß sie wohl

zeitlebens das Bildnis eines anderen im Herzen getragen hatte, wenn es ihr auch gelungen war, dieses Geheimnis ihres Lebens vor den Augen ihrer Tochter zu bewahren. Und dieser andere stand nun vor ihr als ein gewaltiger, weitberühmter Held, und seine Augen, die so furchtbar funkeln konnten, ruhten auf ihr mit dem Ausdrucke väterlicher Güte.

Es wurde ihr warm ums Herz, und ein großes Vertrauen zu ihm wollte sie überkommen. Aber bei seinen letzten Worten erinnerte sie sich dessen, was er an ihren Brüdern getan hatte. Darum hob sie trotzig ihr Haupt und erwiderte: „Wie kann ich Zutrauen zu Euch haben, Markgraf Gero, da Ihr doch meine Brüder in Fesseln gelegt habt?“

„Ich habe sie nicht in Fesseln gelegt, sondern sie nur in Haft genommen. Weißt du nicht, was sie getan haben?“

„Das weiß ich wohl.“

„Und billigst du es?“

„Ich habe es nie gebilligt, und meine Mutter ist deshalb gestorben. Sie grämte sich bitterlich über die Untreue Wichmanns und Eckberts gegen den König.“

„Wunderst du dich also, daß ich sie beide festnahm? Sie kamen zu mir, weil sie dachten, ich

ſtieße mit in ihr Horn. Ich hatte des Königs Heer verlaſſen, als er die Empörer in Regensburg belagerte. Die beiden meinten, ich ſei im Groll und Unfrieden von ihm gegangen, und auch Liudolf war des Glaubens, darum kam auch er zu mir. Aber ich war mit des Königs Willen und Erlaubnis geſchieden, um die Grenzen zu ſchirmen wider die Wenden. Sie hatten ſich in mir getäuſcht und mußten die Täuſchung büßen. Denn ich bin des Königs geſchworener Mann, und ſeine Feinde unſchädlich zu machen, gebietet meine Eidespflicht."

„Hättet Ihr ſie von Euch gewieſen, ſo hättet Ihr wohl genug getan," erwiderte Hathui. „Ihr wollt, daß ich, ihre Schweſter, Eures Sohnes Weib werde. Wie durftet Ihr ſie da überantworten in die Hand des Königs, der ihr Blut fordern konnte? Hätte König Otto nicht ſeine Gnade verſprochen, müßte ich Euch dann nicht fliehen und Euren Sohn?"

Gero neigte das Haupt. „Was du redeſt, verrät Verſtand. Aber wiſſe: dein Bitten um Gnade beim König war ganz überflüſſig. Als ich den bayriſchen Pfalzgrafen erſchlug, den Empörer gegen ſeinen Herzog und gegen den König, hat mir König Otto die Erfüllung eines Wunſches zugeſagt. Er meinte wohl, ich würde um Land

und Leute bitten oder um Ehren und Würden. Aber ich behielt mir den Wunsch vor und bat um nichts. Als ich Wichmann und Eckbert fing, wußte ich, um was ich den König bitten wollte, und ich war der Gewährung sicher. Ich nahm sie zu ihrem Besten in Haft. Hätte ich sie ziehen lassen, so wären sie zu den Dänen oder Wenden geflohen, wären friedlos geblieben in des Königs Acht. Jetzt aber können sie nicht anders, sie müssen des Königs Gnade suchen, und sie werden sie finden. Es gibt Leute, Kind, die müssen zu ihrem Glücke gezwungen werden. Zu ihnen gehören deine Brüder."

Während seiner Rede hatten sich Hathuis Züge immer mehr erhellt, und als er geendet hatte, schaute sie ihm mit einem strahlenden Lächeln ins Gesicht und sagte: „Ich erkenne, daß Ihr als Freund an uns gehandelt habt, und ich will Euch vertrauen."

In Geros Augen leuchtete es freudig auf, aber an einer Erwiderung ward er verhindert, denn die Gartenpforte flog klirrend auf, und im Rahmen der Tür stand König Otto. Sein Antlitz war hochgerötet vom scharfen Ritte, und seine Augen leuchteten. Er streckte schon von weitem seinem Getreuen die Hand entgegen und rief laut: „Willkommen, Gero! Ich freue mich deiner An-

kunft. Ich wollte dir ein Stück Weges entgegenreiten, aber ich ward aufgehalten und habe die Zeit versäumt."

Der Markgraf eilte mit schnellen Schritten auf ihn zu und wollte, seine Hand ergreifend, vor ihm das Knie beugen, wie es die Sitte gebot bei der Begrüßung des Königs. Aber Otto schloß ihn in die Arme und begrüßte ihn so wie einen nahen Verwandten seines Hauses. Ohne ihn zu Worte kommen zu lassen, fragte er ihn in seiner raschen Art: „Was bringst du mir, mein tapferer Gero? Wie ich hörte, einen Hort, den du den Ukrern abgenommen hast? Und wohl auch die beiden Empörer, die in deine Hand gefallen sind?"

„Beides, König Otto, und noch mehr."

„Noch mehr?" Der König ließ ihn los und blickte ihn starr an. „Bringst du mir Liudolf?"

„Ich bringe ihn nicht, aber er will zu seinem Vater kommen."

„Will er sich unterwerfen?" rief der König.

„Er hat mir's geschworen, und wie er sich auch vergangen hat, sein Wort ist ihm heilig," erwiderte Gero.

Da warf der König noch einmal seine Arme um den Getreuen, und eine Zeitlang war es ganz still.

Hathui hatte dem allen mit immer wachsender Verlegenheit beigewohnt. Da ein hohes Gebüsch sie verbarg, so hatte sie der König wohl gar nicht wahrgenommen, oder er hatte ihrer nicht geachtet. Jetzt trat sie einen Schritt vor, und des Königs Blick fiel auf sie.

Unwillig richtete er sich auf und fragte scharf: „Wie kommt Ihr hierher, Jungfrau? Was tut Ihr hier?“

Hathuis Wangen färbten sich purpurrot, denn der König hielt sie offenbar für eine Lauscherin. Fast zürnend sah sie ihn an und antwortete eifrig und in gekränktem Tone: „Ich stand schon hier, als der Herr König hereinkam. Markgraf Gero kann es bezeugen. Ich wollte nicht hören, was der Herr König sagte, und nun bitte ich Euch, Herr, mich vorbeizulassen, damit ich hinausgehen kann.“ Mit einer schnellen Verneigung schlüpfte sie an ihm vorüber und enteilte.

Der König blickte ihr etwas verblüfft nach und lachte. „In diesem Mädchen steckt viel Feuer und Leben,“ sagte er. „Wie kommt es, Gero, daß ihre Mutter sie dir übergeben hat? Du warst doch niemals ihres Vaters Freund, und verschwägert oder versippet seid ihr auch nicht.“

„Das ist sehr schnell erklärt, König Otto. Wichmanns Witwe erinnerte sich in ihrer letzten

Krankheit, daß sie mir einst lieb war vor vielen Jahren, ehe sie eines andern Mannes Weib ward durch den Zwang ihres Vaters. Sie kannte mich und wußte, daß ich in Liebe und Haß nichts vergesse, darum gab sie ihre Tochter in meine Hände."

„Und du willst sie nun deinem Sohne geben?"

„Ich zwinge nicht ihn und nicht sie, aber daß er sie heimführt, wird mir lieb sein. Sie ist von edelstem Sachsenblute; ihre Mutter war, wie du weißt, der Königin Mathildis, deiner Mutter, Blutsverwandte."

Der König nickte. „Ich weiß es wohl. Aber hast du nicht selbst daran gedacht, dich mit ihr zu vermählen?"

„Ich?" rief Gero überrascht.

„Es ging so ein Gerücht im Lande."

„Und das hast du geglaubt, König Otto?"

„Ich war zuerst erstaunt. Aber wäre es so unglaubhaft gewesen? Du stehst doch immer noch in der vollen Kraft und auf der Höhe des Lebens."

„Aber nicht lange mehr, dann kommt das Alter über mich."

„Es vergeht bis dahin noch manches Jährlein," versetzte der König. „Schon mancher hat in späteren Jahren ein junges Weib gefreit, und

die Ehe ist ihm wohl geraten. Hast du gehört, daß Burchard, den ich zum Herzog in Schwaben bestimmt habe, demnächst meine Nichte Hadwig heimführen wird? Sie ist auch ein junges Weib wie diese, in kraftvoller Schönheit. Solche Frauen sind selten und laufen nicht jedem in den Weg."

Gero machte eine Gebärde fast zorniger Abwehr. „Wer es wagen will, der wage es. Ich fühle mich zu alt dazu, habe wohl zuviel erlebt, zuletzt meines Weibes trauriges Siechtum und meines besten Sohnes jähen Tod. Sollt' ich noch einmal schön tun mit einer jungen Gattin, Kinder von ihr haben, deren Großvater ich sein könnte? Nein, Frühlingsblumen passen nicht in den Herbst. Was vorüber ist, das lasse man vorüber sein, und Jugend komme zur Jugend!"

Er hatte in so herbem Tone gesprochen, daß der König ihn verwundert von der Seite anblickte. Dann legte er ihm begütigend die Hand auf die Schulter und sagte: „So nimm's als einen Scherz von mir. Und nun erzähle mir von meinem Sohne Liudolf."

IV.

In einem Nebengebäude der Königspfalz zu Magdeburg, die Gero bewohnte, wenn er in der

Stadt weilte, ward seit einem Jahre Tossa, die Wendenfürstin, des Obotritenherrschers Stoinef junge Schwester, in Gefangenschaft gehalten. Als der Krieg mit den Wenden tobte, war sie bei der Eroberung einer Burg Geros Leuten in die Hände gefallen. Die hatten sie nach Magdeburg geführt als wertvolle Geisel, denn ihr Bruder hatte nicht wenige deutsche Männer und Frauen in seine Gewalt gebracht, und für deren Leben sollte sie als Pfand dienen. Ihre Haft war leicht, sie durfte ihre dienenden Frauen um sich haben und wurde in allen Stücken wie eine Fürstin gehalten. Gero selbst besuchte sie von Zeit zu Zeit und unterhielt sich mit ihr in der Sprache ihres Volkes.

Nun war schon seit mehreren Monaten Frieden. Stoinef, der Besiegte, hatte längst seine deutschen Gefangenen ausgeliefert und sich mit feierlichem Eidschwur der Macht des Königs unterworfen, aber seine Schwester hatte er noch nicht zurückerhalten. Voller Ungeduld und Besorgnis machte er sich selbst auf den Weg, sie heimzuholen, und sechs Rosse edelster Art führte er mit sich, um sie dem siegreichen Markgrafen zu verehren und dadurch sein Gemüt günstig zu stimmen.

Als er in Magdeburg einritt, war der erste Mensch, der ihm begegnete, sein Freund, Graf

Eckbert, der Einäugige. Sie hatten nebeneinander wider den König im Felde gestanden und waren dann auf der Flucht vor Geros Mannen getrennt worden. Nun sahen sie sich wieder als Gedemütigte und Unterlegene und waren nicht wenig erstaunt, einander hier zu begegnen.

Der Slawenfürst sprang sofort vom Rosse ab, als er den Grafen erblickte, und eilte auf ihn zu. „Wie geht es dir? Was tust du hier?“ fragte er ihn in seinem gebrochenen Deutsch.

Der Graf ergriff Stoinefs Rechte und drückte sie heftig. Dann aber blickte er sich scheu um nach allen Seiten und sagte: „Laß uns lieber in deiner Sprache reden, dann sind wir sicherer vor Horchern. Ich bin hier als Gefangener.“

„Du bist ein Gefangener und läufst doch frei umher?“

„Nur in dieser Stadt. Ich habe gelobt, ihre Mauern ohne Erlaubnis nicht zu verlassen.“

„Und wie bist du gefangen worden? Wer hat dich gefangen?“

„Ich bin selbst ins Netz geflogen wie ein dummer Gimpel. Getäuscht durch falsche Gerüchte, kam ich zu Gero; ich wähnte, er sei vom König abgefallen — vieles sprach dafür. Er aber nahm mich fest und zwang mich dazu, daß ich mich dem König unterwerfe. Ich erzähle dir das alles noch,

wenn wir nicht gerade auf der Straße sind. Was suchst du hier? Willst du deine Schwester von unserm Herrn losbitten?"

Stoinefs Antlitz bedeckte sich mit dunkler Röte. „Ich werde bitten. Aber mein Herr ist der Markgraf nicht. Ich zahle Tribut dem Könige, und wenn er ins Feld zieht, muß ich ihm Männer und Rosse stellen. Sonst bin ich frei."

Inzwischen hatte sich ein Volkshaufen in der Nähe angesammelt. Weiber und Kinder und auch einige Männer gafften die fremden Reiter neugierig an und machten einander auf ihre buntfarbige Tracht laut schwatzend aufmerksam.

„Ich werde dich in die Pfalz geleiten," sagte Graf Eckbert. „Gero findest du freilich nicht; er ist noch in Merseburg beim König und kommt erst in der nächsten Woche wieder hierher. Sein Sohn, der an seiner Statt jetzt in Magdeburg gebietet, hat schwerlich Vollmacht, dir zu geben, was du begehrst. Du wirst dich also gedulden müssen."

Der Wende stieß einen Fluch aus. „Was soll ich anfangen die ganze Zeit? Und soll ich meine Schwester nicht sehen?" klagte er.

„Deine Schwester zu sehen wird dich niemand hindern, und ich und Wichmann werden dir die Zeit vertreiben."

„Wichmann ist auch hier?"

Eckbert nickte. „Er ist hier, und ich denke, er und du und ich haben uns mancherlei zu sagen. Oder bist du nun ein treuer Dienstmann des großen Königs Otto geworden?"

Stoinef bäumte sich auf, als habe er einen Schlag ins Gesicht erhalten. „Ich bin kein Dienstmann!" rief er laut und blickte den Grafen drohend an.

„Still! Dämpfe deine Stimme!" erwiderte Eckbert gleichmütig. „Hier links in diese Gasse hinein geht unser Weg. Wir sind in kurzer Frist am Ziele." Dann fuhr er so leise fort, daß ihn nur der andere verstand: „Du täuschest dich selbst mit leeren Worten, Freund! Die Fürsten der Slawen, die Herzöge und die Großen der Deutschen, die sich unterworfen haben — was sind sie anders als Diener? Was bin ich selbst, was ist mein Bruder Wichmann? Wir haben uns vor acht Tagen in Merseburg vor ihm demütigen müssen und sind zu Gnaden angenommen worden. Zu Gnaden!" Er lachte mit höhnischem Zischen. „Weißt du, was er uns auferlegt hat? Wir sollen als Gefangene leben in Magdeburg, bis er uns erlaubt, für ihn in den Krieg zu ziehen. Halten wir uns im Kampfe gut, so sind wir der Gefangenschaft ledig und erhalten die Hälfte unserer

Güter zurück. Und weißt du, wer die andere Hälfte erhält?"

„Nun?"

„Die dort geritten kommt!" Er wies die Gasse entlang, die gerade auf den Eingang des Königshofes zuführte. Im Torbogen tauchte eben die Gestalt einer Reiterin auf, gleich hinter ihr die eines hochgewachsenen Helden zu Roß und mehrere bewaffnete Knechte.

„Siehe, da ist ja auch der Gerosproß, der künftige Schwäher!" lachte Eckbert grimmig. „Sie wollen nach Frose zum Abt, dem alten Leisetreter. Richtig, ich vergaß es. Da kannst du auf der Stelle erfahren, ob es erlaubt ist, zu deiner Schwester zu dringen."

Der Slawe antwortete nicht sogleich; er starrte der rasch näherkommenden Jungfrau entgegen mit einem Ausdruck in seinen Mienen, als sähe er eine überirdische Erscheinung.

„Bei allen Göttern — wer ist dieses Weib?" flüsterte er.

„Meine Schwester Hathui," antwortete Eckbert, „und der neben ihr reitet, ist Siegfried, Geros Sohn."

„Sie ist ihm vermählt?"

„Noch nicht, aber sie wird in einem Jahre sein Weib und bringt ihm zu, was eigentlich mir

gehört und Wichmann. Wenn nicht die Würfel in der letzten Stunde noch ganz anders fallen."

„Wen bringst du da, Eckbert?" rief jetzt Siegfried vom Rosse herab den beiden Daherschreitenden entgegen.

Der Slawe nahm selbst das Wort. „Ich bin Stoinef, der Obotriten Fürst, Herr," sagte er mit einer tiefen Verneigung. „Ich bin gekommen, mit Euerm Vater, Herrn Gero, zu reden wegen meiner Schwester, die er gefangen hält."

Siegfried erwiderte achtungsvoll den Gruß und sah neugierig auf den Mann hin, der dem Sachsenherzog Hermann Billung und seinem Vater so viel zu schaffen gemacht hatte. Selbst die deutschen Sänger und Spielleute wußten viel zu singen und zu sagen von der gefährlichen Kühnheit und Schlauheit Stoinefs des Obotriten, der unter den Fürsten der Slawen weitaus der bedeutendste war. Mit großer Höflichkeit gab er deshalb zur Antwort: „Da trefft Ihr's unglücklich, Herr, mein Vater wird erst in acht Tagen erwartet. Bis dahin müßt Ihr Euch gedulden, denn ich habe nicht Vollmacht, darüber mit Euch zu verhandeln."

Stoinef neigte das Haupt. „Darf ich auch nicht mit ihr reden, bis Herr Gero zurück ist?" fragte er demütig.

„Ich weiß nicht —“ begann Siegfried zögernd. Aber da mischte sich Hathui ein. „Was soll das schaden?“ sagte sie. „Er kann sie doch nicht fortführen aus einer Burg und Stadt, die von bewaffneten Männern starrt. Die Tore sind gut verwahrt.“

Stoinef warf ihr einen blitzenden Blick zu und beugte sich dann tief nieder, um den Saum ihres Gewandes zu küssen. „Ich danke Euch, Herrin! Euer Knecht dankt Euch!“ rief er und drückte seine Lippen wieder und wieder mit Inbrunst auf die Falten ihres Gewandes.

Siegfried bemerkte das devote Gebaren des Slawenfürsten mit Widerwillen, und die anbetenden und zugleich gierigen Blicke, die er seiner Begleiterin zuwarf, versetzten ihn in großes Mißbehagen. Er sah, wie Hathui das Blut in die Wangen schoß, und so erwiderte er kurz und herrisch, wie es sonst seine Art nicht war: „Es sei! Eckbert, führe ihn zu ihr. Ich denke Euch noch zu sehen, Fürst Stoinef.“

Damit trieb er sein Roß an, und Hathui folgte ihm. Wie verzückt starrte ihr der Slawe nach und wandte sein Auge nicht ab, bis sie um eine Biegung der Straße verschwand.

„Komm zu dir, Narr!“ sagte Eckbert. „Was gaffst du hinter dem Mädchen her, das dem Sohne Geros verlobt ist?“

Stoinef atmete tief auf und erwiderte: „Ich möchte dich prügeln, Dummkopf, weil du mir nie etwas gesagt hast von deiner Schwester.“

„Sie ist nur meine Halbschwester. Als ich acht Jahre alt war und Wichmann sechs, da führte mein Vater die zweite Frau ins Haus. Sie gebar ihm nach einem Jahre diese Tochter und dann noch mehrere Söhnlein, die bald wieder starben. Ich habe das Mädchen nie gemocht, denn sie stahl mir die Liebe meines Vaters. Jetzt ist sie mir verhaßt, denn sie stiehlt mir die Hälfte meiner Güter und wird die Tochter eines Mannes, den ich hasse, wie du. Was sollt' ich dir schwätzen von ihr?“

„Hätt' ich gewußt, wie schön sie ist, ich hätt' um sie geworben,“ entgegnete Stoinef finster. „Du weißt, ich bin Witwer seit zwei Jahren, und mich verlangt nach einem Weibe. Satt und übersatt bin ich der Sklavinnen und der dienenden Mägde.“

Eckbert blickte ihn überrascht an. „Verflucht!“ murmelte er. „Hätte ich das gewußt! Hundertmal lieber wärst du mir als Schwäher denn der Sohn Geros.“

„Du hast sie ihm ja doch gegeben,“ versetzte Stoinef hart.

„Ich?“

„Wer anders? Da Vater und Mutter tot sind, so bist du ihr Vormund nach dem Rechte eures und meines Volkes.“

Eckbert schlug ein heiseres Gelächter an. „Meinst du, sie hätten mich gefragt? Mich, den Empörer und Verräter? Ungefragt mußte ich zusehen, was sie nach eigenem Willen tat, und soll ihr auch noch danken, denn sie hat für mich und Wichmann beim König gebeten.“

Sie hatten sich während dieser Rede dem Tore genähert, aus dem jetzt Bewaffnete hervortraten. Willfried, der Befehlshaber der Wache, trat an sie heran und forderte, daß die Gefolgsleute des Fürsten in einem Nebenhofe untergebracht werden müßten. Auf die heftige Frage Stoinefs, warum das geschehen sollte, erwiderte der Alte kurz: „Nach Herrn Geros Befehl kommt kein bewaffneter Wende herein. Auch Ihr, Herr, müßt Euer Schwert abgeben.“

Stoinef fuhr wütend auf, und sein Antlitz färbte sich düsterrot vor Zorn. „Bin ich ein Knecht, daß ich schwertlos gehen soll?“ rief er und faßte den Griff seiner Waffe, als wolle er sie aus der Scheide reißen und den Greis niederschlagen.

Eckbert legte ihm die Hand auf den Arm. „Keine Unbesonnenheit!“ warnte er. „Du, Will-

fried, hast wohl Herrn Geros Befehl nicht recht verstanden. Fürst Stoinef ist mit dem Könige vertragen, kommt nicht als Feind, will friedlich mit Herrn Gero verhandeln. Da kannst du ihm wohl die Waffe lassen."

„Ich verstand Herrn Geros Befehl richtig," versetzte der Alte unwirsch. „Aber wenn Ihr, Graf Eckbert, es verantworten wollt vor unserem Herrn, so mag er meinetwegen die Waffe behalten."

„Ich will es auf mich nehmen," erwiderte Eckbert, und gleich darauf betrat er mit seinem Freunde, dem noch immer der Zorn Stirn und Wangen dunkel färbte, den Hof. „Still!" flüsterte er ihm zu. „Bändige deinen Stolz. Es kommt wohl der Tag, an dem du Abrechnung halten kannst mit Gero und den Geromannen. Jetzt mußt du dich fügen!"

Der Slawe antwortete nur durch ein dumpfes Murren und einen wilden Fluch.

„Hier ist das Haus, wo deine Schwester wohnt," sagte Eckbert. „Geh durch die Tür und geradeaus, da triffst du auf ihr Gemach. Oder willst du erst mit mir gehen und einen Trunk tun nach dem Ritte?"

„Nein," entgegnete Stoinef hastig, „ich will sogleich zu meiner Schwester. Der Trunk hat Zeit."

„Nicht jeder Bruder wäre so liebevoll," versetzte Eckbert spöttisch. „Wenn du deine Sehnsucht gestillt hast, so komme dort durch die andere Tür zu mir. Dort hause ich mit Wichmann."

Der Wende nickte und trat ins Haus. Eine Dienerin seiner Schwester stand im Flur, und als sie so unvermutet ihren Herrn erblickte, schrie sie laut auf und warf sich schnell auf die Knie.

„Was schreist du, Gans!" sagte Stoinef halblaut. „Wo ist deine Herrin? Ich will sie überraschen."

„Dort, Herr. Ein Geschorener ist bei ihr." Sie brach ab und senkte die Stirn bis zur Erde nieder, denn aus den Augen des Fürsten fuhr ein Strahl heißen Hasses. „Ein Mönch?" zischte er. „Was tut er bei ihr?"

Die Sklavin erhob zitternd das Haupt und erwiderte leise: „Er ist ein Oberster unter den Geschorenen. Herr Richarius, dem alle Mönche dienen drüben in dem großen Hause."

„Was tut er bei ihr?" unterbrach Stoinef das Gestammel.

„Herr, ich weiß es nicht. Er redet viel mit der Herrin und lehrt sie schwarze Zeichen malen auf weiße Platten."

Stoinef erwiderte nichts. Er stand einige Augenblicke regungslos und starrte grimmig nach der

Tür hin. Dann trat er mit raschen Schritten auf sie zu und riß sie auf.

Das Bild, das sich ihm bot, war nicht geeignet, seinen Grimm zu besänftigen. Seine Schwester saß hinter einem Tische und war offenbar eifrigst bemüht, die Kunst des Schreibens zu erlernen. Sie hatte sich tief über ein Blatt gebeugt, und der greise Mönch, der an der Schmalseite des Tisches saß, verfolgte mit gespannten Mienen die Bewegungen ihrer Finger.

Die beiden waren so vertieft in ihre Arbeit, daß sie beim Eintritt Stoinefs die Augen nicht emporhoben. Sie mochten wohl meinen, eine der Mägde sei in das Gemach getreten oder ein Knecht des Klosters, der seinen Herrn, den Abt Richarius, suchte.

Da erklang es plötzlich von der Tür her in der Sprache der Slawen: „Tossa, meine Schwester, wie sehe ich dich wieder?“

Die junge Fürstin taumelte mit einem schwachen Schrei empor. Ihr Antlitz ward mit einem Male leichenblaß, und gleich darauf schoß ihr eine glühende Röte in die Wangen. Sie war ersichtlich aufs tiefste erschrocken und vermochte nicht zu reden. Aber ein freudiger Schreck war es nicht, was ihr Antlitz erst schneebleich, dann purpurn färbte. Der Wendenfürst erkannte das

mit einem Blicke, und Groll und Trauer drohten ihn zu übermannen. Diese Schwester, die einzige Überlebende von vielen, gehörte unter die wenigen Menschen, die ihm lieb waren. Er hatte es ihr freilich selten gezeigt; es war überhaupt nicht Sitte seines Volkes, die Frauen mit Liebkosungen und freundlichen Worten zu verwöhnen. Der Vater, der Bruder, der Gatte waren ihre Herren, denen sie Ehrerbietung und Gehorsam schuldig waren. Das war Slawenbrauch, und er hatte es nicht anders mit ihr gehalten. Aber sie war nach dem Tode seiner Eltern und seiner übrigen Geschwister das einzige Wesen seines Blutes, das neben ihm noch auf Erden wandelte, und deshalb hatte er ihr von jeher alle Wünsche erfüllt und sie mit allem Prunk umgeben, den sie, wie alle Töchter seines Volkes, liebte. An Dienerschaft und kostbaren Kleidern hatte es ihr nie gefehlt; prächtige Rosse standen ihr jederzeit zur Verfügung, wenn sie jagen wollte; bei festlichen Gelagen thronte sie ihm zur Seite auf dem Hochsitze in der Halle. So war sie ihm Liebe und Dankbarkeit schuldig, und er hatte beides stets bei ihr vorausgesetzt. Aber jetzt war sie ihm entfremdet; das erkannte sein scharfes Auge, ohne daß sie ein Wort gesprochen hatte. Mit haßfunkelnden Augen blickte er auf den Priester,

der mit Staunen sah, wie seine Schülerin jetzt auf den Fremden zutrat und sich demütig beugte, seine Hand zu küssen.

Stoinef berührte kurz mit den Lippen ihre Stirn, dann sagte er hart: „Entferne zuerst diesen da!"

Tossa wandte sich gehorsam nach dem Abt um. „Er ist mein Bruder, Herr," sagte sie verlegen in deutscher Sprache. „Er will mit mir reden, und ich bitte Euch, laßt mich mit ihm allein."

Abt Richarius erhob sich. „Es sei!" erwiderte er. „Du aber, meine Tochter, bleibe fest bei dem, was ich dich gelehrt habe, und halte stand allen Versuchungen des Teufels. Der Herr sei mit dir!"

Er machte das Zeichen des Kreuzes über sie, und ohne einen weiteren Blick auf Stoinef zu werfen, schritt er zur Tür hinaus.

Als der Wendenfürst die Handbewegung des Priesters sah, trat er erbleichend einen Schritt zurück. Jetzt war er es, der nach Worten rang. „Was soll das, Tossa?" stieß er endlich hervor. „Schlug nicht der Pfaffe das Kreuz über dich? Mord und Tod! Was soll das? Gehörst du zu seiner Herde?"

Das Mädchen hatte sich gegen den Tisch gelehnt und war von neuem tief erblichen. Das

Haupt hielt sie zur Erde gesenkt, und über ihre Lippen kam kein Laut.

„Gib Antwort!“ schrie er laut und herrisch. „Hast du, Närrin, dich fangen lassen von der List der Geschorenen? Hast du den Glauben abgeschworen an unsere alten Götter?“

Da schlug Tossa die Augen zu ihm auf, und während sie ihm fest ins Gesicht blickte, sagte sie laut: „Unsere Götter sind Götzen. Ich glaube an den gekreuzigten Gott und werde in ein paar Wochen die heilige Taufe empfangen.“

Stoinef erwiderte zunächst kein Wort. Jähe Überraschung, Grimm und Schmerz schnürten ihm die Kehle zu. Dann kam ein heiseres Gelächter über seine Lippen, und er faßte sie mit eisernem Griff am Arm, so daß sie fast aufgeschrien hätte vor Schmerz. „Bist du von Sinnen, Weib?“ knirschte er. „Weißt du, daß du dich damit scheidest von deinem Volke und mir? Meinst du, daß Selibur der Fürst, mein Freund, der jetzt auf deine Heimkehr harrt, ein Weib nehmen wird, dem die Geschorenen das Wasser über den Kopf gegossen haben?“

„Ich will sein Weib nicht werden,“ warf Tossa ruhig ein.

„Du bist von einem bösen Geiste besessen,“ rief Stoinef in steigender Wut. „Sie haben dich be-

zaubert und deinen Verstand getrübt. Fluch dem Hunde Gero, der dich von seinen Pfaffen umgarnen ließ! Dieser räudige Hund —"

Ein unerwarteter Anblick ließ ihn plötzlich verstummen. Seine Schwester stand auf einmal hochaufgerichtet vor ihm, und aus ihren nachtschwarzen Augen sprühte der Zorn. „Schmähe nicht Gero!" rief sie. „Er ist gütig und gerecht. Er ist der beste Mann, den ich gesehen habe! So wie er ist keiner!"

Stoinef stand wie erstarrt. Die Arme sanken ihm herab, und sein Zorn war mit einem Male einer ungeheuren Verblüfftheit gewichen. Ein Blick in das Gesicht seiner Schwester, in dem die Röte kam und ging, sagte ihm mehr als alle ihre Worte.

„Du hast dein Herz gehängt an den Erzfeind unseres Volkes?" fragte er nach einem langen Schweigen.

Tossa schlug beide Hände vor ihr Antlitz und erwiderte nichts.

„So willst du seine Dirne werden oder bist es schon geworden?"

„Nein!" rief das Mädchen und brach in Tränen aus.

„Meinst du etwa, er werde dich heimführen als sein Weib? Er eine Wendin? Eher seine

geringste Sachsenmagd!“ Es überkam ihn die Wut. „Tossa!“ keuchte er. „Ich will dich heimholen, und du wirst mit mir gehen. Er kann dich mir nicht weigern. Hörst du, du gehst mit mir!“

Sie schüttelte den Kopf, und indem sie wieder ihr Antlitz in den Händen barg, murmelte sie: „Ich will leben, wo er lebt.“

Da ergriff ihn von neuem ein rasender Zorn. Er krallte seine Hände in ihre Schultern und preßte sie so heftig, daß sie gellend aufschrie.

Sogleich öffnete sich die Tür, und der Abt Richarius trat in das Gemach. „Laßt die Jungfrau los, Herr,“ sagte er mit ruhiger Würde. „Sie steht unter dem Schutze des Markgrafen.“

Stoinef wandte ihm sein wutentstelltes Antlitz zu und brüllte überlaut: „Was willst du, Mönch? Schere dich in deine Zelle! Diese hier ist mein, und sie wird mir folgen!“

„Wenn der Markgraf es erlaubt und sie selbst will, Herr. Wenn sie Verlangen trägt, aufgenommen zu werden in die heilige Kirche und die Weihe der Taufe zu empfangen, kann sie niemand zwingen, zurückzukehren in das Land der Finsternis und des Todes.“

Der Wendenfürst blickte ihn, die Hand am

Griffe seines Schwertes, mit den Augen eines Wolfes an, der sich auf seinen Feind stürzen will. Aber der Priester blieb vollkommen unbeweglich. „Laßt Eure Waffe stecken, Herr," mahnte er. „Ihr werdet sonst schwerlich aus Magdeburg hinausgelangen."

Da stieß der Wende sein Schwert in die Scheide zurück und stürzte mit einem wilden Lachen aus dem Gemach. „Stoinef, mein Bruder!" scholl es klagend hinter ihm drein, aber er wandte den Blick nicht rückwärts, sondern schritt, ohne nach rechts oder links zu blicken, der Behausung der Grafen Eckbert und Wichmann zu.

V.

Die Abendsonne fiel in das Gemach, in dem Fürst Stoinef mit den beiden Brüdern Eckbert und Wichmann seit dem Mittagsmahle beim Trunke saß. Den Speisen hatte er wenig zugesprochen, dem starken Biere jedoch weidlich, und auch die beiden Grafen hatten manch tiefes Humpenglas geleert. Darum vergaßen sie zuweilen, die Stimmen zu dämpfen, und redeten laut und heftig aufeinander ein, während sie alle Ursache gehabt hätten, ihre Gespräche so leise zu führen, wie es ihnen möglich war. Denn

wäre einer der Mannen Geros lauschend an der Tür gestanden, so hätte er wundersame und gefährliche Worte vernehmen können. Nur hätte er freilich der Slawensprache mächtig sein müssen, denn die Unterhaltung wurde fast nur in ihr geführt.

Eben hatte eine besonders laute Auseinandersetzung stattgefunden, und dann war mit einem Male Stille eingetreten. Alle drei saßen in finsterem Schweigen da und blickten nachdenklich vor sich nieder. Der Slawenfürst hatte ein Wort ausgesprochen, dessen unerhörte Kühnheit selbst die beiden Grafen erschreckte, und Wichmann und Eckbert waren harte, kriegserprobte Männer.

Nachdem sie eine Weile vor sich hinbrütend geschwiegen hatten, hob Stoinef das Haupt und sagte: „Es ist nicht anders, Freunde. Ihr müßt euch entscheiden auf der Stelle. Nie wieder kommt eine Gelegenheit wie diese, und die Zeit drängt."

„Warte doch ab," erwiderte Wichmann vorsichtig, „ob dir Gero nicht deine Schwester gibt. Ich meine, er wird sie dir nicht weigern."

„Meinst du das auch, Eckbert?" fragte der Wende.

„Nein!" gab der Graf zur Antwort. „Er wird sie dir sicherlich weigern. Nicht, weil er sie für sich begehrt. Sie ist eine Närrin, wenn

sie wähnt, sie werde seine Liebe gewinnen. Aber wenn sie die Taufe begehrt und unter unserm Volke bleiben will, so wird er sie schützen und nicht ausliefern. Dann wird er sie wohl zur alten Königin Mathildis bringen nach Quedlinburg, und dort wird sie eine Geschleierte werden. Die Königin weiß alle Frauensleute zu einem gottseligen Leben zu überreden, die in ihre Nähe kommen, und das Kloster zu Quedlinburg nimmt gerne Jungfrauen auf, die einen stattlichen Schatz an Goldschmuck mitbringen."

Stoinef knirschte und schlug mit der Faust heftig auf den Tisch. „Du redest recht. Ich kenne Gero, und ich kenne eure Priester! Daß sie ihnen entgeht, und daß ich nicht Schande habe durch sie bei meinem Volke, kann nur verhindert werden durch das, was ich euch vorschlug. Helft ihr mir dazu — bei Swantowit, dem großen Gott, und bei Dziwitza, der großen Göttin, schwöre ich euch, daß ich euch fürstlich belohnen will, und daß mein Schwert nicht eher rasten soll, bis ihr wieder als Herren sitzt in euren Erbgütern. Auch schwöre ich euch, daß ich eure Schwester nicht mit Gewalt zwingen will, mit mir zum Brautgemach zu schreiten, ehe das Jahr um ist, das sie sich gesetzt hat, ihre Mutter zu beweinen, wie ihr mir gesagt habt."

„Wir haben gelobt, das Weichbild dieser Stadt nicht zu verlassen," wandte Wichmann mit finsterer Miene ein. Aber Eckbert sprang auf, und heftig gegen sein Schwert schlagend, rief er: „War nicht alles erzwungen, was wir gelobt haben? In eine Falle sind wir gegangen und mußten den Willen dessen tun, der uns fing. Jetzt können wir die Stricke zerreißen, die uns fesseln, können frei werden, können uns rächen. Denn mit den Pfändern in der Hand, die wir durch schnelle Tat gewinnen, nötigen wir den alten Wolf Gero zu allem, was wir wollen. Er mag dann grimmig seine Zähne blecken, beißen kann er nicht. Ich folge dir, Stoinef. Hier meine Hand!"

Da erhob sich auch Wichmann. „Bist du entschlossen, Bruder, so wag' ich's auch. Nur fürcht' ich, Stoinef, Gero wird dir wohl deine Schwester austauschen gegen seinen Sohn, aber dann wird er sofort den Krieg beginnen. Und sind nicht eure Völker des Krieges müde?"

Über des Wendenfürsten Antlitz ging ein höhnisches Lächeln. „Die Völker? Die werden nicht gefragt, die haben sich zu ducken. Die Fürsten aber knirschen in die Zügel wie die Streitrosse, die den Pflug ziehen sollen. Sie greifen alle zum Schwerte, wenn ich rufe. Dessen könnt ihr gewiß sein. Auch werde ich die Verhandlungen

mit ihm hinziehen bis zum Winter. Den muß er erst vorbeilassen, wenn er Krieg führen will. Im Frühling aber kommen die Ungarn. Da stehen wir alle auf und machen die deutschen und die wendischen Fürsten und Großen frei von der Knechtschaft, die dieser König und seine Helfer über alle Welt verhängen wollen."

Wichmann streckte ihm die Rechte hin. „Ich folge dir!" sagte er kurz.

„So laßt uns aufbrechen, Freunde, schnell, auf der Stelle! Noch eine Stunde, dann ist's zu spät!" —

Der Hauptmann der Magdeburger Torwache wunderte sich nicht wenig, als die Wendenschar, die kurz vor der Mittagszeit eingeritten war, schon bei sinkender Sonne die Stadt wieder verließ. Auch wunderte er sich, daß die beiden Grafen Eckbert und Wichmann ihr hoch zu Roß das Geleit gaben. Indessen war es den Brüdern erlaubt, bis an die Grenze des Stadtgebietes zu gehen, und somit durfte er ihnen nichts in den Weg legen. Sie würden, meinte er, in einer Viertelstunde schon wieder zurückkehren, und so ließ er sie ziehen.

Die Reiter hatten kaum die Stadt im Rücken, als sie ihre Rosse zu schärferer Gangart antrieben. „Erreichen wir das Gehölz, ehe sie

kommen, so muß die Sache glücken," sagte Eckbert.

„Wie sollte sie nicht glücken?" erwiderte Stoinef. „Wir sind zwanzig gegen vier, denn die Jungfrau zählt nicht. Nur so weit wie möglich fort aus der Sicht der Stadt! Sieh, die Sonne ist hinunter, und dichter Nebel steigt aus den Wiesen auf. Er ist uns günstig."

Weiter ging der Ritt. Die Dämmerung begann bereits zu fallen. Da stieß Wichmann einen Fluch aus und zügelte sein Roß. „Zum Teufel, Freund!" rief er, „wir haben eins nicht bedacht. Wie, wenn der Abt von Frose den beiden ein Nachtlager angeboten hätte im Kloster? Wie, wenn sie heute nicht mehr zurückkehrten nach Magdeburg? Was tun wir dann?"

Stoinef erblich. Daran hatte auch er nicht gedacht. „Dann hilft es nichts," entgegnete er nach einer Weile, „wir müssen in das Kloster eindringen."

„Das ist nicht so leicht, wie du meinst. Es hat eine hohe Mauer, und die Mönche haben bewaffnete Knechte."

„Seid ruhig!" rief Eckbert. „Euer Geschwätz ist für nichts." Er spähte scharf in die Ferne und sagte dann: „Der Einäugige sieht wieder einmal mehr als die Zweiäugigen. Blickt hin, dort kommen sie."

Schattenhaft tauchten in der Ferne Gestalten auf und kamen näher. Das Schnauben eines Rosses wurde hörbar.

„Bleibt hier zurück!“ sagte Stoinef zu Eckbert und Wichmann. „Sieht euch beide Geros Sohn jenseits der Grenze der Stadt, so schöpft er sogleich Verdacht. Und bricht einer durch von den Gewappneten, so haltet ihn hier auf und schlagt ihn nieder. Es darf keiner nach Magdeburg gelangen!“

„Und wie willst du ihn ergreifen?“ fragte Eckbert, indem er sein Roß zum Stehen brachte. „Hüte dich vor ihm, er schlägt eine gute Klinge! Hätten wir das Gehölz erreicht, so hätten wir ihn leicht fassen können von drei Seiten.“

„Du wirst gleich sehen, daß ich ihn auch auf freier Heide fange!“ erwiderte Stoinef. — „Haltet die Schlinge bereit!“ gebot er seinen Leuten. „Mein Zeichen zum Angriff kennt ihr!“

Gemächlich ritt er mit seiner Schar des Weges dahin, den Näherkommenden entgegen.

Siegfried hatte seinen Knechten befohlen, in geraumem Abstand hinter ihm und seiner Begleiterin zu reiten, damit sie nicht Zeugen ihres Gespräches würden. Denn der im Kloster genossene Abschiedstrunk hatte ihn kühn gemacht. Er war gewillt, die Jungfrau zu bestürmen, daß

sie die Zeit ihrer Brautschaft verkürze, und er begann damit, als sie kaum die Türme des Gotteshauses im Rücken hatten. Aber er hatte kein Glück. Mit freundlichen, aber bestimmten Worten wies ihn Hathui ab. „Niemals," sagte sie, „werde ich ein Gelübde brechen, das ich der Mutter Gottes und den lieben Heiligen getan habe. Täte ich das, so würde ich mich selbst nimmermehr achten."

Der Jüngling blickte sie kummervoll an und erwiderte tief aufseufzend: „Und wenn ich dir sage, daß ich mich verzehre in Sehnsucht nach deinem Besitz von der Stunde an, da ich dich zuerst erblickte?"

In Hathuis Antlitz stieg eine feine Röte auf, aber um ihren Mund zuckte es wie leiser Spott. „Lerne dich gedulden," gab sie zur Antwort. „Wir beide haben wahrlich noch Zeit. Du zählst der Jahre dreiundzwanzig, und ich bin noch viel jünger."

Er klagte weiter: „Und nicht einmal die Rechte gönnst du mir, die dem Bräutigam zustehen über die Braut! Noch nicht einmal hab' ich deinen roten Mund geküßt, nicht einmal dich in meinen Armen gehalten!"

Er drängte sein Roß an das ihre heran und streckte den Arm aus, als wollte er ihn um ihre

Mitte legen. Aber sie wich zur Seite. „Bis das Jahr vorüber ist," sagte sie herbe, „berühren keines Mannes Lippen die meinen. Betrachte mich so lange wie eine Jungfrau, die den Schleier trägt. Das beste wohl wäre es, du miedest mich bis dahin."

Er ließ den Arm niedersinken und seufzte von neuem. „Eitel und leer und ohne Wert erscheint mir jeder Tag, an dem ich nicht in deiner Nähe weilen kann."

„So fülle die Tage aus durch Taten! Erstreite dir Ruhm wie dein Vater! Wenn das Frühjahr kommt, ziehe dem Heer des Königs zu! Ein Kampfesheld soll der sein, dem ich mich einst zu eigen gebe!" Sie sah ihm voll ins Gesicht, als sie diese Worte ausgesprochen hatte, aber sie erschrak über die Wirkung ihrer Rede. Er war tief erblaßt, seine Lippen preßten sich aufeinander, und in seinen Augen funkelten Tränen des Zornes.

„Ich verstehe deine Mahnung wohl," erwiderte er leise, aber mit kaum unterdrückter Heftigkeit. „Du wirfst mir vor, daß ich noch wenig im Felde gestanden habe, und daß die Fahrenden meinen Ruhm nicht singen. Kann ich dafür? Nichts wäre mir lieber, als in den Kampf zu reiten und mein Schwert auf die Häupter der Heiden sausen

zu lassen. Mein Mut ist nicht geringer und mein Arm nicht schwächer als der meines Vaters. Aber es ist mir versagt. Auch gegen die Uckrer habe ich nicht ausziehen dürfen. Ich mußte daheim bleiben. Mein Vater hat einen harten Willen, das glaube mir, und ich, sein Sohn, kann nichts tun, als ihm gehorchen."

„Wie?" rief Hathui erstaunt. „Dein Vater hält dich daheim zurück? Muß er nicht wünschen, daß sein Sohn ein ruhmvoller Held wird wie er selbst?"

„Er wünscht vor allem das eine, daß ich am Leben bleibe," versetzte Siegfried bitter. „Vor drei Jahren ward mein älterer Bruder Gero erschlagen in der Redarierschlacht, wie du ja weißt. Da befahl mir mein Vater, die Leiche heimzugeleiten und daheim zu bleiben. Seitdem bin ich dazu verdammt, zu Hause zu hocken. Bitte ich ihn, mich reiten zu lassen gegen die Feinde, so gibt er die Antwort: ‚Soll ich den Letzten meines Blutes auch noch verlieren? Wozu habe ich ein Leben voller Mühen und Kämpfe hinter mir? Mein Geschlecht soll herrschen auf der Erde, die ich den Slawen abgerungen habe!' — Dagegen ist all mein Bitten machtlos."

Hathui wurde es wunderlich zumute bei dieser Enthüllung. Sie begriff Herrn Geros Sorge

wohl; sein Leben mochte ihm als halb verfehlt erscheinen, wenn einst Fremde die Früchte seiner blutigen Arbeit pflücken sollten. Aber sie begriff auch, wie sehr der Sohn unter dem eigensüchtigen Zwange des Vaters leiden mußte. Er war wie ein Falke, der nicht ins Weite fliegen durfte, der wie in einem Bauer gehalten wurde. Er durfte nicht leben, nicht seine Kräfte entfalten, wie er begehrte, damit er der Erbe eines andern sei. Ein heißes Mitleid mit ihm stieg in ihr auf, und plötzlich bog sie sich zu ihm hinüber, schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn herzlich auf die Wange.

„So küsse ich dich, wie die Schwester den Bruder. Vergib mir, wenn ich dich gekränkt habe. Ich selbst werde deinen Vater bitten, daß er dich zum Heere des Königs reiten läßt," sagte sie warm.

„Hathui!" rief Siegfried und suchte sie zu umfangen, „küsse mich nun auch wie die Braut den Verlobten."

„Nein, nein!" rief sie und entwand sich ihm. „Laß ab — sieh doch — da vor uns kommen Leute!"

„Das sind Weiden!" entgegnete Siegfried ärgerlich. „Du willst mir nur entschlüpfen."

„Nein, es sind Menschen, Reiter sind's. Sie kommen auf uns zu. Siehst du das nicht?"

„Bei Sankt Johann, du hast recht! Es ist eine ganze Schar!“ Unruhig spähte er aus und zuckte dann zusammen. „Mich dünkt, es ist der Wendenfürst, der heute vormittag in Magdeburg einritt. Was soll das bedeuten? Hat er seine Schwester wider unsern Willen befreit und führt sie fort? Dann wäre es eine Torheit, nach Süden statt nach Norden zu reiten. Wende dein Roß, Hathui, und jage, so schnell du kannst, zurück nach Frose. Mir schwant Tücke und Verrat. Reite ab, ich bitte dich!“

„Nur, wenn du mit mir reitest!“

„Soll ich vor dem Wenden fliehen, damit er dann höhnt, er habe mich laufen gemacht wie einen Hasen? Nimmermehr!“

„So fliehe auch ich nicht!“

„Dir ist es keine Schande, denn du bist ein Weib.“

„Ich fürchte mich nicht. In meinen Adern fließt Widukinds Blut, das fürchtet auch den Tod nicht.“

„Einem Weibe kann Ärgeres widerfahren als der Tod.“

„Es ist schon zu spät,“ erwiderte Hathui halblaut. „Wollt' ich auch fliehen, auf meinem alten zahmen Schimmel holte mich jeder ein.“

„So gebe Gott uns gutes Glück!“ gab Sieg-

fried zurück. „Werebold," wandte er sich an einen seiner Knechte, die inzwischen herangekommen waren, „mich dünkt, es wird scharfen Schwertschlag geben."

„Um so besser, Herr!" antwortete der lange Knecht mit dumpfem Lachen.

Inzwischen waren die Wenden herangekommen. Siegfried sah mit Befremden, daß Stoinef sich nicht an der Spitze des Zuges hielt, sondern in der Mitte, und daß mehrere der Reiter von ihren Rossen abgestiegen waren.

„Wo kommt Ihr her, Fürst Stoinef? Warum seid Ihr weggeritten, ohne mich zu erwarten? Oder sucht Ihr mich?" rief er ungeduldig, die Hand am Schwertgriff.

„Ich suchte Euch, Geros Sohn, und ich habe Euch gefunden."

„Was begehrt Ihr von mir?"

„Ich begehre, daß Ihr Euch gefangen gebt mit der Jungfrau an Eurer Seite und Euren drei Knechten."

„Seid Ihr von Sinnen?" rief Siegfried und riß das Schwert aus der Scheide.

Stoinef antwortete nur durch einen Pfiff. In demselben Augenblicke sauste ein langer Strick durch die Luft, eine Schlinge wand sich um Siegfrieds Hals, ein Ruck — und er flog vom Pferde.

Zugleich drangen die Wenden mit lautem Geschrei auf die andern Reiter ein, blitzschnell liefen die Knechte zu Fuß gegen sie an und stießen ihren Pferden die Speere in den Leib, so daß sie sich hoch aufbäumten. So erlagen ihre Reiter leicht den krummen Schwertern der Feinde, und auch nicht einer entrann, die Kunde nach Magdeburg zu tragen.

Hathui hatte bei Siegfrieds jähem Fall einen gellenden Schrei ausgestoßen und dann ganz unwillkürlich den Versuch gemacht, zu entfliehen. Sie gab ihrem Rosse die Peitsche und jagte nach rechts in die Wiesen hinein, die sich seitwärts vom Wege dehnten. Aber sie war kaum hundert Schritt weit gekommen, da fühlte sie sich von hinten umfaßt und mit unwiderstehlicher Kraft aus dem Sattel gerissen. Des Fürsten starker Arm hatte sie umschlungen, und er hob sie hinüber auf sein eigenes Roß. „Fürchtet nichts," raunte er ihr zu. „Es geschieht Euch kein Leid. Nur gebt jeden Widerstand auf und versucht nicht zu schreien! Euer Pferd lassen wir laufen, es ist nicht fähig zu scharfem, dauerndem Ritte."

Hathui erwiderte kein Wort, sie versuchte auch nicht, gegen ihn anzuringen, denn sie erkannte, daß jeder Widerstand nutzlos war.

Langsam ritt Stoinef mit seiner Beute an den Platz des Überfalles zurück. Die Mannen Geros lagen tot am Boden; eben waren die Wenden damit beschäftigt, sie ihrer Rüstungen zu entkleiden. Siegfried saß mit gebundenen Händen auf der Erde, noch betäubt von schwerem Fall.

„Hebt ihn auf ein Roß, und dann fort!“ gebot Stoinef. „Auf, Wichmann und Eckbert, nun zeigt uns den Weg, auf dem wir die Gefahr meiden!“

Hathui schrie laut auf, als sie ihre Brüder erblickte, und als Eckbert ihr nahe kam und mit ihr reden wollte, hob sie die Reitpeitsche, die sie noch in der Hand trug, und führte damit einen Hieb über sein Gesicht, daß er heulend zurücktaumelte. Wütend streckte er beide Hände aus, als wolle er sie züchtigen, aber Stoinef riß sein Roß herum und schrie: „Rühre sie nicht an! Die Kränkung deiner Ehre wird sie dir später abbitten! Jetzt fort auf der Stelle!“

VI.

Auf einer Waldblöße unweit des Thüringer Dorfes Thangelstadt stand eine riesige Eiche. Einst hatten unter ihren Ästen die heidnischen Thüringer ihren Göttern geopfert, dann aber

war mit schweren eisernen Nägeln ein Bild des Gekreuzigten an ihren Stamm geheftet worden, und dieses Bild war schon fast hundert Jahre alt. Wenn Herzog Liudolf, des Königs Großvater, zum Jagen ausgezogen war, da hatte er hier stets noch ein Gebet verrichtet und die Himmlischen angefleht, ihn vor Gefahren zu behüten und ihm glückliche Heimkehr zu gewähren. So hatten seitdem alle seine Nachkommen getan, und heute war König Otto, der nach langer Zeit wieder einmal die Gegend aufgesucht hatte, dem frommen Brauche seines Ahnherrn gefolgt. Dann hatte er bestimmt, daß sich hier gegen Abend bei sinkender Sonne alle Jagdteilnehmer wieder zusammenfinden sollten. Tagsüber möge jeder mit seinem Knechte im weiten Walde das Wild erlegen, das ihm in den Weg komme. Es werde sich dann ja zeigen, wem das Glück am meisten hold gewesen sei.

So war es geschehen, und als am Abend der König die Lichtung wieder betrat, sah er, daß sich schon vor ihm einer der Jagdgenossen eingefunden hatte. Sein scharfes Auge erkannte Gero. Er saß auf einem der grob behauenen, moosüberwachsenen Steine, die als Denkmal heidnischer Vorzeit um den Baum herum aufgeschichtet waren. Etwa zwanzig Ellen vor ihm

lag im Grase ein ungeheurer Keiler, den des Helden Lanze gefällt hatte.

„Du hast Glück gehabt!“ rief der König schon von ferne. „Aber auch ich bin nicht leer ausgegangen. Einen Zwanzigender bringen meine Knechte herbei!“

„Glück und Unglück!“ erwiderte Gero, dem Könige entgegentretend. „Wohl hab' ich den Eber zur Strecke gebracht, aber vorher hat er Wido, meinen besten Knecht, mit dem Hauer am Schenkel übel getroffen. Ich habe ihn ins Dorf tragen lassen; dort soll eine Alte sein, die Wunden und Schäden bespricht. Darum sitze ich allein hier.“

„Es ist gut, daß wir allein sind,“ sagte der König. „Rücke zu, ich will mich neben dich niedersetzen. Als ich heute einsam streifte durch den Wald, da erkannte ich in meinem Geiste, daß ich die Pflicht habe, dir etwas zu sagen, dessen ich mich schäme.“

Gero blickte ihn erstaunt an. „Solltest du dich einer Tat zu schämen haben, König Otto? Das nähme mich wunder. Zumeist haben sich die Menschen vor dir zu schämen.“

„Nicht eine Tat reut mich, sondern ein Gedanke. Ich habe einem Manne in meinem Herzen schweres Unrecht angetan, habe einem Treuen mißtraut und ihn für einen Verräter gehalten.“

„Weißt du gewiß, daß es zu Unrecht geschah?"

„Ich weiß es ganz gewiß, denn du selbst, Gero, bist der Mann."

„Ich?" rief der Markgraf und fuhr in die Höhe.

„Als Liudolf zu dir geflohen war und Eckbert und Wichmann, und als ich hörte, du wolleſt der Empörer Schwäher werden, da habe ich zwei Tage lang an deiner Treue gezweifelt," ſagte der König reumütig. „Ich gedachte erſt, dir's zu verheimlichen, aber wie eine Schuld dünkt es mich, daß ich dir mißtraut habe, und ich will, daß du mir vergibſt."

Geros Antlitz hatte ſich bei den erſten Worten des Königs finſter zuſammengezogen; jetzt aber brach ein heller Strahl aus ſeinen Augen, und er faßte nach der Rechten Ottos. „Wahrlich," rief er, „du haſt ein königliches Herz und biſt wert, über uns alle zu herrſchen! Deinen Argwohn trage ich dir nicht nach, weiß ich doch, König Otto, wie viel an Verrat und Untreue du erfahren haſt in deinem Leben. Aber vertraue mir nun in aller Zukunft, was du auch hören möchteſt! Kein Menſch macht mich dir jemals abtrünnig, und was ich tue, das tue ich in deinem Dienſt zu deinem Nutzen."

Der König ſah ihm mit frohem Blick in die

Augen und umfaßte seine Rechte mit beiden Händen. „Ich freue mich, daß du so denkst, Gero, und ich danke dir. Du hast recht: ich habe, solange ich die Krone trage, wenigen Menschen für ihre Treue zu danken gehabt. Unter den weltlichen Großen nur dir und Hermann dem Billunger."

„Das hat besondere Ursachen, König Otto. Weißt du, welche? Zum ersten, daß wir beide Leute sind, die ihre Eide halten. Zum andern, daß wir beide die Grenzmarken hüten wider die Slawen. Wer mit diesem Volke zu tun hat Jahr um Jahr, beständig seine fremden Sitten sieht und seine weichliche und lispelnde Sprache vernimmt, der merkt erst, welche tiefe Kluft zwischen uns und jenen liegt, und wie wir zusammengehören. Sachsen und Franken, Bayern und Schwaben sind sehr verschieden an Mundart und Gewohnheit des Lebens, aber sie sind doch alle eines Stammes, auch wenn sie untereinander hadern. Und wenn sie denen nicht unterliegen sollen, die vom Morgen her wider unsere Grenzen drängen, wenn sie vielmehr Herren bleiben wollen über sie, muß ein starker Königswille da sein, der sie bändigt und zusammenhält. Darum will Hermann, mein Freund, und darum will ich, daß Ruhe sei im Reiche, und daß jedermann

deinem Zepter sich unterwerfe, und wer wider dich aufsteht, König Otto, den achten wir für einen Verräter und Schwächer seines Volkes und schlagen ihn nieder, wenn wir's vermögen. Wie war's, als der Knabe Ludwig die Krone trug über dieses Reich im Osten vom Rhein, und nach ihm der machtlose Konrad? Da mußten die Herzöge und Bischöfe deinen Vater erhöhen, damit einer gebot, der mächtig war, denn sonst gingen sie alle zugrunde. Weil deine Herrschaft ein Segen ist allen Stämmen deutscher Zunge, deshalb dienen wir dir und beugen den eigenen Willen unter dein Gebot und suchen deine Macht zu stärken allenthalben."

„Wahrlich!" rief der König, „weisere Worte hörte ich selten aus eines Mannes Munde. Herrschsüchtig nennen mich die Menschen, weil ich die steifen Nacken der Helden beugen will unter mein Gebot. Aber ist es nicht meine Pflicht, zu herrschen und zu gebieten, da mich der Herr des Himmels und der Erde zu einem Herrscher und Gebieter eingesetzt hat? Was habe ich von meinem Königsleben? Einigen Glanz und Flitter — denn mehr ist es nicht, das sehe ich immer mehr ein, je älter ich werde. Dafür trage ich Sorgen auf meiner Seele wie kein anderer in meinem Reiche und muß ohne Aufhören kämpfen

mit solchen, die mir den Gehorsam weigern. Oh, könnte ich alle Großen des Reiches einmal zu dir in die Schule schicken! Da könnten sie lernen, warum einer König sein muß!"

Er hielt plötzlich inne, denn er sah mit Erstaunen, daß Gero aufsprang und die Augen mit der Hand überschattete und angestrengt nach dem Waldrande hinspähte. Als er gleichfalls das Haupt dort hinwandte, erblickte er die hohe Gestalt eines Mannes, der auf die Lichtung heraustrat. Seinen Leib umhüllte ein Büßerhemd, einen Stab trug er in der Hand, und der breite Pilgerhut auf seinem Haupte war so tief in die Stirn gedrückt, daß in seinem Schatten die Züge des Antlitzes nicht zu erkennen waren.

„Es ist ein Wallfahrer," sagte der König. „Er will wohl vor diesem Bilde beten."

„Nein, König Otto," versetzte Gero, „das ist kein Pilger. Es ist einer, der in meiner Schule war, und ich sehe, er hat darin etwas gelernt. Wohl sucht er hier Gnade, aber nicht die des Gottes am Kreuze. Er sucht deine Gnade, König Otto!"

Der König erhob sich langsam. Sein Antlitz war weiß wie Kalk, und seine Augen blickten stier nach dem Büßer hin.

Der kam mit schweren, müden Schritten näher,

als wäre er einen weiten Weg gewandert, und als trügen ihn seine Füße nicht mehr. Mit einer drohenden Handbewegung scheuchte Gero die Königsknechte zurück, die eben mit dem erlegten Hirsche hinter ihm aus dem Walde traten.

Einige Schritte vor dem Könige ließ sich der Pilger auf die Knie nieder und beugte das Haupt demütig zur Erde. Dabei entglitt ihm der Hut, und König Otto schaute auf eine wirre Fülle blonder Locken hernieder. Das rötlichgoldene Haar seines Geschlechtes leuchtete ihm entgegen.

Er stand wie versteinert. Dann brach ein Schrei aus seiner Brust: „Liudolf, mein Sohn!“

„Ich war dein Sohn Liudolf,“ erwiderte der Büßer mit leiser Stimme. „Jetzt bin ich nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen. Ich will dir dienen in deinem Heere als der Geringste deiner Mannen. Nur darum bitte ich dich, daß du mir vergibst, was ich gesündigt habe gegen dich. Blicke hin auf das Bild des Heilandes über dir, und um seinetwillen vergib mir!“

Da schrie der König zum zweiten Male laut auf, und diesmal klang es wie ein Jauchzen. Ungestüm sprang er vorwärts, riß den Knienden empor und umschlang ihn mit beiden Armen. In seinen Augen glänzten Tränen.

„Du Tor!“ rief er. „Weißt du nicht, daß bei

mir Gnade findet, wer Gnade sucht? Und nun zumal du, mein Sohn! Du, der als Kind auf meinen Knien saß! Böse Gesellen hatten dich verführt, Menschen, die groß werden wollten durch dich, haben deine unerfahrene Jugend betört. Sie tragen die meiste Schuld, und deine Schuld sei dir vergeben!"

Inzwischen waren die Jagdgenossen und ihre Knechte fast allesamt herbeigekommen. In tiefem Schweigen standen sie da und schauten mit Staunen und voller Ergriffenheit auf das Bild, das sich ihren Augen bot. Der Jüngling war nach den gütigen Worten seines Vaters in lautes Weinen ausgebrochen, und auch der König wehrte den Tränen nicht, die ihm aus den Augen stürzten.

Endlich löste er sich aus der Umarmung seines Sohnes und faßte ihn bei der Hand. Er richtete sich hoch auf und rief: „Meine getreuen Mannen! Ich kann sagen wie jener Vater, von dem uns das heilige Evangelium berichtet: Dieser mein Sohn war verloren, aber er ist wiedergefunden! Liudolf, mein Sohn, hat meine Gnade gesucht, und ich habe sie ihm gewährt. Geendet ist der Zwist, der das Reich zerfleischte. Hiermit nehme ich ihn wieder auf in des Königs Frieden!"

Lauter Heilruf erklang nach diesen Worten von allen Seiten, und freudig drängten sich alle

näher heran. Der König jedoch gebot durch eine Handbewegung Schweigen und fuhr fort: „Gott hat sein Herz gelenkt. Ihm und den Heiligen allen sei Dank dafür! Aber auch einem Menschen habe ich zu danken. Hier steht er neben mir, Gero, der Markgraf."

Liudolf schien jetzt erst Gero zu bemerken. Er hob seine Augen zu ihm auf, und als ihm der Markgraf die Hände hinstreckte, ergriff er sie hastig und beugte sich nieder, als wollte er sie küssen. Aber Gero entzog sie ihm rasch und flüsterte: „Was tust du, Königssohn? Das geziemt dir nicht."

„Wohl ziemt es ihm, die Hand zu küssen, die ihn auf den rechten Weg zurückgeleitet hat," sagte der König mit hohem Ernst. „Dein Wort, Gero, hat ihm die Augen geöffnet. Du hast Großes getan durch dein Schwert, Größeres hast du erreicht durch dein Wort. Dafür will ich dich lohnen. Markgraf warst du bisher, Markgraf und Herzog sei von heute an. Als ein Herzogtum übertrage ich dir die Marken, die du beschirmt und die du erobert hast, und alles, was du noch von den Heiden gewinnst, sei ihnen zugeschlagen. Und weil du mir meinen Sohn hast zurückführen helfen, so will ich dir's an deinem Sohn vergelten. Nicht nur in seinen Erbgütern

bestätige ich ihn, er sei auch Markgraf und Herzog an deiner Statt, wenn du einst aus dem Leben scheidest. Das sage ich dir jetzt zu auf mein königliches Wort und will dir's verbriefen lassen auf dem nächsten Reichstage, den wir zu Arnstadt halten."

Wieder erbrauste lauter Heilruf von allen Seiten. Gero trat mit leuchtendem Antlitz auf den König zu und wollte seine Knie vor ihm beugen. Aber Otto schloß auch ihn in seine Arme und rief: „Das ist ein hoher Freudentag, möge er Segen bringen bis in ferne Zeiten deinem und meinem Geschlechte!" Dann trat er auf das Bild des Gekreuzigten zu, das an dem Baume hing, und erhob seine Hand wie zum Schwur. „Du hast mir mehr gegeben, als ich heute Morgen von dir erbat, Sohn Gottes. Dafür gelobe ich, ein Gotteshaus zu bauen zu deines Namens und deiner gebenedeiten Mutter Ehre! Ihr alle hört den Eid. Und nun laßt den Hornruf erschallen, daß alle sich sammeln. Auf! Hinüber nach meinem Hofe Saufelden zum fröhlichen Mahle!"

In einer halben Stunde war das Jagdhaus des Königs erreicht, das unter hohen Linden tief unten im Tale lag. Da die Dämmerung bereits herniedersank, hatte der Kämmerer Pechpfannen und Kienfackeln auf dem Hofe anzünden lassen,

und bei ihrem Scheine schritt König Otto die Strecke ab.

Gero stand ein Stück abseits von der erlegten Beute, umringt von vielen, die ihm die Hand drückten und Glück wünschten zu der unerwarteten Erhöhung durch des Königs Gnade. Da fiel sein Blick auf zwei Männer, die eben aus der Tür des Hauses traten und wohl schon im Laufe des Tages hier eingeritten sein mochten. Er erschrak, als er sie sah, denn sie blickten scheu zu ihm herüber, und ihre Mienen weissagten nichts Gutes. Mit langen Schritten eilte er auf sie zu. „Hosed und Ingram, wie kommt ihr von Magdeburg hierher? Sucht ihr mich?"

„Ja, Herr! Uns sendet Abt Richarius, und wir bringen keine gute Kunde!" erwiderte der Mönch Ingram.

„Was ist geschehen?"

„Herr, es ist etwas geschehen, was keiner glauben will, der es zum ersten Male hört. Eine Tat ist geschehen, dergleichen sich noch nimmer ereignet hat. Laßt es mich nicht entgelten, Herr —"

„Zum Teufel, spare die langen Worte! Sage kurz, was ich wissen soll. Hosed, sprich du!"

Der rotbärtige Kriegsmann blickte seinen Herrn kummervoll an und sprach: „Also kurz: Stoinef, der Wendenhund, hat Herrn Siegfried und die

Jungfrau Hathui zwischen Magdeburg und Frose überfallen."

„Erschlagen?" brüllte Gero auf.

„Nein, fortgeführt. Erschlagen liegen Werebold und Dietrich und Hugbald, die den Herrn und die Jungfrau begleitet hatten. Die haben die Heidenhunde nackend ausgezogen und auf der Landstraße liegen lassen. Herrn Siegfried und die Jungfrau haben die Wenden fortgeführt, und auch die Grafen Eckbert und Wichmann sind fort. Sie waren wohl mit den Heiden im Bunde."

Gero lehnte wie betäubt an dem Pfosten der Tür. Es war ihm, als hätte er einen wuchtigen Schlag über das Haupt erhalten, der ihn lähmte und seine Gedanken verwirrte.

Da fühlte er eine kräftige Hand auf seiner Schulter. Der König war herzugetreten und hatte den Bericht Hoseds, des Kriegsmannes, mit angehört.

„Fasse dich, mein Gero!" sagte er. „Wir werden dem Wenden ein tüchtiges Lösegeld zahlen müssen, aber dann werden wir über ihn kommen und den Frevel rächen, und das schwöre ich dir: mit dem Aufgebot des Reiches werde ich mit dir gegen ihn ziehen und nicht rasten, bis die Verräter und Friedensbrecher ihren blutigen Lohn empfangen haben."

Gero hatte sich während dieser Worte aufgerichtet und ergriff nun des Königs Hand. „Ich danke dir, König Otto," erwiderte er düster. „Vorderhand wird es viel Mühe machen, die beiden aus den Klauen des Wenden zu befreien, und eher können wir nicht an Rache denken. Den Heiligen sei Dank, daß ich wenigstens ein Pfand in den Händen halte. Oder habe ich's verloren?" wandte er sich an seine Leute. „Ist die Wendin Tossa entflohen oder auch von ihrem Bruder geraubt?"

„Nein, Herr, sie ist in Haft, und Abt Richarius läßt sie jetzt dreifach bewachen."

„Dafür sei der Abt gepriesen! Habe ich sie, so habe ich die Gewähr, daß der Räuber sich nicht an den Gefangenen vergreift!" Er sah eine Weile schweigend zur Erde nieder und sagte dann, indem er den König düster und gramvoll anblickte: „Wie so gar nichts ist doch alles Glück der Erde! Es verschwindet wie Rauch, es vergeht wie Schnee an der Sonne. Übel endet für mich der Tag, der froh begann und durch deine Gnade mir Großes brachte. Deinen Sohn hab' ich dir zurückgeführt, meinen hab' ich verloren."

„Du wirst ihn wiedergewinnen!" tröstete der König. „Und wenn du Silber brauchst, die Habgier des Wenden zu stillen, so gebe ich dir den

Hort der Uckrer zurück, den du mir geschenkt hast."

Wieder faßte Gero nach seiner Hand, und seine düsteren Augen leuchteten auf. „Wahrlich, König Otto, du weißt deinen Getreuen zu lohnen! Aber des Uckrerhortes bedarf ich schwerlich. Ich habe viel gemünztes Silber und auch ungemünztes in meinem Turm zu Alsleben. Es wird genügen, des Wenden Gier zu sättigen. Und so mir Gott das Leben läßt, wird der Tag kommen, da ich mir's wieder hole!"

VII.

Der Sommer war dahingegangen, längst hatte der Herbstwind die welken Blätter von den Bäumen gefegt, und mit viel Eis und Schnee war der Winter ins Land gezogen, aber seinen Sohn und die Jungfrau Hathui hatte Gero noch immer nicht wiedergesehen. Der Wendenfürst wußte die Verhandlungen über den Austausch der Gefangenen und das Lösegeld mit großer Kunst hinzuziehen; er ersann immer neue Vorwände der Verzögerung, stellte immer neue Bedingungen, hielt Geros Gesandte wochenlang hin, entließ sie dann ohne bindenden Bescheid und sandte erst nach weiteren Wochen Boten mit

veränderten, immer härteren Forderungen. Furchtbare Zeiten waren das für den stolzen Besieger der Wenden, der es jetzt erleben mußte, daß einer der verhaßten und verachteten Slawenfürsten mit ihm spielte wie die Katze mit der Maus. Am liebsten hätte er den Heerbann aufgerufen und wäre mit Feuer und Schwert in das Land des Räubers Stoinef eingedrungen. Aber er wußte wohl, daß solches Beginnen sein Sohn hätte büßen müssen, und nicht er allein, auch die Jungfrau, die mit ihm gefangen war. Es däuchte ihm selbst wunderlich, wie oft er an sie denken mußte, wie oft ihn besonders ihr Bild in seinen Träumen beschäftigte. Er fuhr oftmals in der Nacht empor von seinem harten Pfühle und starrte finster in die Dunkelheit hinein, denn es war ihm eben gewesen, als hörte er ihren Hilferuf in weiter Ferne. Oder er schrie auf im Traum, denn er sah sie vor seinen Augen treiben auf einer weiten, dunklen Wasserflut, sah, wie sie die Arme nach ihm ausstreckte und die großen Augen angstvoll und flehend auf ihn gerichtet hielt, und wie sie dann tiefer und tiefer hinabsank in die Wellen, ohne daß er ihr zu helfen vermochte, bis sie endlich ganz seinen Blicken entschwand. Wie kam es nur, daß er fast mehr an sie dachte als an seinen Sohn, und daß ihn ihr Geschick fast mehr sorgte

und quälte, als das seines eignen Fleisches und Blutes? Es kam wohl daher, daß sie die Tochter einer Toten war, deren Gedächtnis so lebendig in ihm lebte. Das Jugendbildnis der Mutter, das so lange Jahre hindurch in seinem Herzen geleuchtet hatte, verschmolz jetzt zuweilen mit dem Bilde der Tochter, die ihr so ähnlich war. Und gab es zurzeit ein Weib, das seinem Hause wichtiger war als sie? Beruhte nicht die Zukunft seines Geschlechtes auch auf ihr? Sie sollte ihm die Enkel schenken, die einst, wenn er selbst längst zu Staub zerfallen war, als Herzöge gebieten sollten auf dem Grunde, den er der wendischen Heidenschaft abgerungen hatte und noch abringen würde. Das war nun alles in Frage gestellt. Wahrlich, der ruchlose Wende Stoinef hätte ihm nichts Ärgeres antun können, als was er ihm durch die Gefangennahme der beiden angetan hatte, und wenn auch der Grimm an seinem Herzen fraß und hin und wider eine rasende Wut in ihm aufstieg, so wußte er doch immer sein heißes Blut zu zügeln und in den Verhandlungen mit den Gesandten des Slawenfürsten die Ruhe zu bewahren.

Aber es kam ein Tag, an dem er das nicht mehr vermochte. Wieder hatte ihn Stoinef einige Wochen warten lassen, ehe er die Gnade hatte,

weiter zu verhandeln. Das erste Drittel des Dezembers war schon vergangen, als endlich am Tage des heiligen Papstes Damasus eine wendische Gesandtschaft in Magdeburg einritt. Gero empfing die Abgesandten Stoinefs im kleinen Saale des Moritzklosters. Niemand war bei ihm als der Abt Richarius und einige Bewaffnete von seiner Leibwache. Das lange Harren hatte ihn tief gereizt und erbittert, und er vermochte kaum die Maske der kühlen Gelassenheit beizubehalten, als die Führer der Gesandtschaft, Mitzlaff und sein junger Sohn Miroſch, vor ihm standen und ihm die Botschaft ihres Herrn ausrichteten. Diese Botschaft war allerdings das Unverschämteste, was Herr Gero während seines ganzen Lebens gehört hatte, und konnte wohl auch einen sanftmütigeren Mann, als er war, zum Zorn reizen. Denn also ließ Mitzlaff, der Wende, sich vernehmen: „Für die Freilassung Eures Sohnes Siegfried verlangt Fürst Stoinef, unser Herr, daß Ihr ihm Tossa, seine Schwester, zurückgebt mit allen Dienerinnen und Kleinodien, die Eure Knechte mit ihr erbeutet haben. Weiterhin fordert mein Herr für ihn hundert gute Rosse und zweihundert Pfund Silber. Endlich sollt Ihr schwören, so lange Ihr lebt, nie wieder Euer Schwert wider Herrn Stoinef zu erheben, und

sollt das auch alle Eure Mannen und Knechte schwören lassen."

Der Slawe hatte mit niedergeschlagenen Augen gesprochen, wie es Sitte war bei seinem Volke, aber seine Stimme hatte hart und höhnisch geklungen. Jetzt hob er den Blick zu Gero empor, ließ ihn jedoch gleich wieder scheu auf den Boden schweifen, denn er schien Grauenvolles zu lesen in den glühenden Augen, die starr auf ihn gerichtet waren.

Eine geraume Weile gab Gero keine Antwort. Dann sagte er mit heiserer Stimme: „Sonst fordert Euer Herr nichts? Was verlangt er für die Jungfrau, die er gefangen hat, meines Sohnes Verlobte?"

„Fürst Stoinef läßt Euch sagen, Herr, daß er um der Jungfrau willen nicht mit Euch handeln könne. Graf Eckbert sei ihr Vormund als Ältester ihres Geschlechts. Mit dem möget Ihr über sie verhandeln."

Wieder schwieg Gero ein paar Augenblicke, denn der Zorn raubte ihm die Sprache. Dann aber schrie er: „Genug und übergenug! Ein Hund ist Stoinef der Slawe, und Hunde seid ihr alle! Ecke und Witto! Führt die beiden hier ab in den Turm, jeden in ein anderes Gelaß. Und du, Luitprant, tritt hinaus auf den Söller und blase den Notruf!"

„Um aller Heiligen willen, Herr!“ rief der Abt Richarius und sprang auf. „Was wollt Ihr tun? Sie sind Gesandte, wenn sie auch Heiden sind! Wollt Ihr Euch an ihnen vergreifen?“

„Ihr werdet sehen, was ich will! Mitzlaff, gib dein Schwert ab und befiehl deinem Sohne, daß er das gleiche tut. Wehe euch, wenn ihr die Hand hebt! Ecke und Witto, nehmt ihnen die Waffen ab!“

Der Ältere der Slawen schoß einen Wutblick auf Gero, aber er legte dem Jüngeren, der schon an die Waffe fuhr, die Hand auf den Arm und hielt ihn zurück. „Tue, was das sächsische Schwein dir sagt!“ gebot er ihm in der Sprache seines Volkes, indem er selbst sein Schwert dem einen der Knechte überreichte. „Das Hundeblut wird es bereuen, was es jetzt im Zorne tut.“

Er hatte nicht damit gerechnet, daß Gero die Sprache der Obotriten ausgezeichnet verstand, und wurde leichenfahl, als der Markgraf in seiner Sprache rief: „Für dieses Wort erhältst du zwanzig Hiebe mit der Peitsche auf der Bank im Hofe.“

Da änderte sich mit einem Male die Haltung der beiden Slawen von Grund aus. Sie fielen auf die Knie und heulten und winselten, und

Mitzlaff kroch sogar zu Gero hin und versuchte, ihm die Füße zu küssen.

Verächtlich wandte sich Gero zu dem Abte, der erstaunt die plötzliche Wandlung der beiden vorher so hochfahrenden Wenden wahrnahm. „Da seht Ihr, wie man ein hündisches Volk behandelt."

„Aber sie sind Gesandte!" wandte der Abt noch einmal ein.

Gero zuckte die Achseln. „Sie sind die Knechte eines Räubers, der mir und dem Billunger und dem Könige die Treue gebrochen hat. Wenn ich mit Stoinef, dem eidbrüchigen Verräter, bisher verhandelt habe wie mit einem Fürsten, so tue ich das nicht mehr! Ich habe einen anderen Plan."

„Was habt Ihr vor?"

„Das werdet Ihr bald erkennen. Witto, binde dem Alten die Füße und Hände mit seinem Wehrgehänge und laß ihn hier liegen. Du, Ecke, führst den Jungen in den Turm."

Während die Knechte seinem Befehl Folge leisteten, klang von außen her ein schmetternder, durchdringender Posaunenton in das Gemach, ein Mark und Bein durchdringender Klang, der im Umkreise einer starken Wegstunde deutlich hörbar sein mochte. Er war das Zeichen für die

Wachen, die Tore der Stadt auf der Stelle zu schließen und keinen Menschen mehr heraus- und hereinzulassen, und jeder Bürger, der ihn vernahm, mußte sofort seine Wehr anlegen und an seinen bestimmten Platz auf der Mauer eilen.

Als das Blasen verhallt war, wandte sich Gero zu dem Letzten der Kriegsknechte, der noch im Gemache stand, und befahl: „Wigger, du gehst zu Adalbert und sagst ihm, er solle alle die Wenden, die im Königshofe lagern, gefangennehmen und binden. Wer sich widersetzt, wird überwältigt. Er haftet für einen jeden mit seinem Kopfe. Keiner darf entwischen, nicht einer! Ist das geschehen, so kommst du zurück und bringst Dudo, den Henker, mit. Du, Witto, kannst ihn begleiten."

Die beiden Gewaffneten gingen ab und ließen den Gebundenen an der Erde liegen. Der rührte sich nicht, ließ nur von Zeit zu Zeit ein leises Ächzen hören. Der Abt schaute mit düster zusammengezogenen Brauen auf ihn hin; Gero schritt, ohne auf ihn zu achten, langsam auf und nieder.

So verging eine lange Zeit. Endlich erschien Adalbert, der Führer der Leibwache, selbst, gefolgt von den Knechten Wigger und Witto, und hinter ihnen tauchte die vierschrötige Gestalt eines

häßlichen Mannes auf, der als Zeichen seines Standes einen Strick vielfach übereinandergeschlungen um die Hüfte trug. Es war Dudo, ein Böhme von Geburt, der im Bannkreise von Magdeburg das Amt eines Schinders und Nachrichters ausübte.

„Sie sind gefangen, Herr!“ meldete Adalbert.

„Alle?“ fragte Gero scharf.

„Es ist nicht einer entkommen. Ihrer zehn waren sie eingeritten, ihrer zehn liegen drüben in den Gewölben.“

„Haben sie sich zur Wehr gesetzt?“

„Ein einziger zückte das Schwert, aber es wurde ihm aus der Hand geschlagen. Die andern fügten sich gutwillig.“

„Es ist gut. Ihr wartet alle im Vorgemache. Du, Dudo, stellst zuvor den Mann auf die Beine, der da liegt. Dann warte auch du vor der Tür.“

„Soll ich auch gehen?“ fragte der Abt und erhob sich.

„Nein, Euch bitte ich, hierzubleiben und mit anzuhören, was ich den Wenden fragen werde.“ Er stellte sich dicht vor den Gefesselten hin und begann: „Mitzlaff, du bist Stoinefs vertrauter Rat. Das ist mir bekannt. Du weißt also sicherlich, wohin der Schelm meinen Sohn und seine Braut gebracht hat. Ist es nicht so?“

Der Wende schwieg und sah trotzig vor sich nieder.

„Du weißt es, ich sehe dir's an, und so werde ich's auch bald wissen, und nicht nur von dir, auch von deinem Sohne, der ja, wie mir berichtet ward, teilgenommen hat an dem Überfall. Er wird nachher unten im Turm verhört, du hier. Stimmt eurer beider Aussage nicht überein, so lasse ich euch vom Henker so lange peinlich befragen, bis ihr beide die Wahrheit sagt. Du siehst, mit Lügen kommst du nicht durch. Willst du die Wahrheit sagen? Oder soll Dudo dir die Zunge lösen?"

Der Wende schwieg.

„Dudo!" rief Gero mit lauter Stimme. Der Gerufene stand sogleich in der Tür. „Bringe ein Kohlenbecken hierher und eiserne Zangen!" gebot Gero. „Eile dich!"

Da brach die Kraft des Gefesselten. Er stürzte auf die Knie nieder und wimmerte: „Und was tut Ihr mit mir und meinem Sohne, wenn ich Euch die Wahrheit sage?"

„Dann lasse ich euch laufen, ehe das neue Jahr kommt. Das gelobe ich euch."

Mitzlaff atmete tief auf und sagte dann: „Fürst Stoinef hat eine feste Burg im Müritzsee nahe bei dem Tempel des großen Gottes Radigast. Dort verwahrt er seine Gefangenen."

„Und wo weilt Stoinef selbst?“

„Er hat uns geboten, die Fürstin Tossa dorthin zu bringen, wenn wir sie gelöst hätten aus Eurer Hand. So wird er wohl an keinem anderen Orte sein.“

„Es wird sich finden, ob du die Wahrheit gesagt hast. Wenn nicht, dann wehe dir!“ versetzte Gero. Er schritt zur Tür und öffnete sie. „Adalbert!“ gebot er, „führe Mitzlaff, den Wenden, in das Gefängnis des Königshofes. Du haftest mir dafür, daß er nicht entflieht. Er und alle seine Reiter werden aufs schärfste bewacht.“

„Es geschieht, wie Ihr sagt, Herr,“ antwortete der Oberste der Leibwache, löste die Fesseln von Mitzlaffs Füßen und führte ihn hinaus.

Der Abt sah Gero mit verwunderten Blicken an. „Was wißt Ihr nun, wenn Ihr das wißt?“

„Sehr viel,“ erwiderte der Markgraf ruhig. „Ich zweifle nicht, daß der Wende die Wahrheit gesagt hat. Wollt Ihr mir einen Gefallen erweisen, so geht mit zwei Knechten und Dudo hinab und verhört den andern. Oder laßt ihn hierherbringen, wenn's Euch genehm ist. Ich gehe jetzt hinüber zu der Närrin Tossa, denn ich habe mit ihr zu reden. Sie mag mir helfen, den Plan auszuführen, den ich im Sinne habe.“

Der Abt richtete seine Augen starr auf Geros

unbewegtes Antlitz und sagte: „Ich ahne, was Ihr vorhabt. Aber es ist eine fast frevelhafte Kühnheit.“

„Lernt von Stoinef, dem wendischen Wolfe, was ein kühner Entschluß vermag! Mut hat er gezeigt, das muß ihm der Neid lassen. Nun muß und will ich seine Kühnheit übertreffen. Ihr findet mich, wenn Ihr mich sucht, drüben bei Tossa im Hause der Frauen.“

Er verließ das Gemach und schritt hinüber in den Königshof. Als er bei der Fürstin eintrat, lag sie auf ihrem Ruhelager und hatte die Arme über dem Haupte verschränkt. Sie hing offenbar trüben Gedanken nach, denn ihre Augen waren vom Weinen gerötet.

Bei seinem Eintritt sprang sie auf und schaute ihm angstvoll ins Antlitz. „Ihr kommt, mich zu holen, Herr?“

„Du weißt,“ begann Gero vorsichtig, „daß Mitzlaff und Miroſch eingeritten sind, und daß dein Bruder dich heimfordern läßt?“

Da lag sie plötzlich vor ihm auf der Erde und umschlang seine Knie, und ein wildes Schluchzen erschütterte ihren Körper. „Herr!“ flehte sie, „gebt mich nicht den beiden, laßt mich hier! Ich soll Seliburs, des Wagrierfürsten, Weib werden; dem hat mich schon mein Vater zu-

gesagt. Eher aber töte ich mich!" Dabei ergriff sie seine Hand und bedeckte sie mit Küssen und überströmte sie mit Tränen.

Als Gero sie so liegen sah und die Berührung ihrer Lippen auf seiner Hand fühlte, stieg zum ersten Male, seit er sie kannte, ein Begehren nach ihr in seinem Herzen auf. Es war doch ein schönes, junges Weib, das da vor ihm kniete, und jede ihrer Gebärden verriet ihm, daß sie von einer wahnsinnigen Liebesglut zu ihm ergriffen war. Ein Wort aus seinem Munde, und er hätte ihre schrankenlose Hingabe genießen können. Und warum nicht? Taten nicht viele so? Lebten nicht manche der sächsischen Großen in freier Verbindung mit einer Slawin, obwohl ihre Frauen noch am Leben waren? Und er war Witwer seit Jahren schon, ein einsamer Mann und doch kein alter Mann. Wer würde ihn schelten, wenn er tat, wie einst König Otto selbst getan hatte?

Mit heißen Blicken schaute er auf das von blauschwarzen Haarmassen überwogte Weib hernieder, das zu seinen Füßen lag. Aber plötzlich war es ihm, als sähe er zwei klare junge Augen auf sich gerichtet — die Augen einer Toten, die nun einer Lebenden gehörten. Vor ihrem reinen, strengen Glanze starb das Begehren in seiner Seele so rasch, wie es emporgekeimt war.

Kühl, wenn auch ohne Schärfe, erwiderte er: „Du siehst ein, daß ich meinen Sohn nicht in den Händen deines Bruders lassen kann. Entweder also muß ich ihm dich zurückgeben, oder ich muß ihm das mit List und Gewalt wiedernehmen, was er sich mit List und Gewalt genommen hat. Kannst du und willst du mir dazu helfen, so gelobe ich dir, daß du von Stund an frei verweilen darfst, wo du magst."

Die Wendin hob ihr verweintes Antlitz zu ihm empor. „Wie könnt' ich Euch helfen, Herr? Ich, ein schwaches Weib?"

„Du kannst es. Ich weiß die Burg, wo er die Meinen gefangenhält, und mit deiner Hilfe vermag ich wohl hineinzukommen. Das Nähere werde ich dir erklären. Jetzt frage ich nur, willst du mir beistehen?"

Da beugte sie sich wieder über seine Hand und stammelte: „Gebietet über mich, Herr! Ich tue in allen Stücken ganz nach Euerm Willen!"

In diesem Augenblicke betrat Richarius das Gemach und sah erstaunt auf die Kniende hin. Ein flüchtiges Lächeln zuckte um seine schmalen Lippen.

„Wie war es?" rief ihm Gero entgegen. „Was sagte Miroſch?"

„Der Sohn war nicht standhafter als der

Vater. Er begehrte erst auf mit trotzigen Worten, aber da er den Henker sah, sank sein Trotz allsogleich zusammen. Er sagte dasselbe, was Euch der Vater gesagt hate."

„Gelobt sei Gott!" rief Gero. „Dann wissen wir die Wahrheit. Und nun auf der Stelle eilende Boten an die Grafen Thiedmar und meinen Schwäher, den Grafen Christian! Sie sollen sofort zu Hilfe eilen mit so vielen Rossen, wie sie in der Eile sammeln können. Den starren Frost, der die Erde und das Wasser hart macht, den müssen wir benutzen!" Er beugte sich zu der noch immer Knienden hernieder und legte ihr die Hand aufs Haupt. „Du wirst von mir hören, Tossa!" sagte er und verließ mit dem Abte das Gemach.

„Es ist Zeit zu einem Vespertrunke," sprach Richarius, als sie auf den Hof getreten waren. „Geht mit mir hinüber, Herr, und genießet einen Becher des roten Weines, den mir meine Brüder aus Mainz gesendet haben."

„Das will ich gern tun, Abt," erwiderte Gero. „Wigger!" rief er dem Kriegsknechte zu, der ihm entgegenkam. „Suche sogleich Hosed und schicke ihn zu mir. Ich bin im Kloster zu treffen."

Eine Viertelstunde später saßen die beiden in einem kleinen Gemach des Abthauses. Vor ihnen

ſtand eine bauchige Steinflaſche, die einen herben roten Welſchwein enthielt; aus ihr füllte Abt Richarius die ſchmalen Silberbecher immer wieder. Soeben hatte ein großer, breitſchulteriger Mann das Gemach betreten, dem eine furchtbare rote Narbe über die ganze linke Geſichtshälfte von der Stirn bis in den kurzen roten Bart lief. Es ſah aus, als wäre das Haupt des Kriegsmannes geſpalten geweſen und wieder zuſammengewachſen.

„Ich habe dich rufen laſſen, Hoſed," begann Gero, „um von dir etwas zu erkunden. Zuvor aber gelobe, daß alles verſchwiegen bleibt, was wir jetzt reden."

Der Narbenträger hob die Hand. „Ich gelobe es, Herr!"

„So höre: du warſt zwei Jahre in der Gefangenſchaft Stoinefs des Älteren, an deſſen Statt jetzt ſein Sohn herrſcht. Und ich denke, du kennſt Wara, die Burg des Wenden im Müritzſee."

„Die kenne ich wohl, Herr, denn ich habe helfen müſſen, ſie feſt zu machen."

Gero und der Abt blickten einander an. „Ihr könnt Euch ja nichts Beſſeres wünſchen! Das iſt Gottes Finger!" murmelte Richarius.

„So erzähle mir," fuhr Gero fort, „wie die Burg liegt, und wie ſie befeſtigt iſt."

„Herr, ſie iſt eine feſte Burg; Stoinef, der

Wendenhund, hat keine festere. Ein hoher Wall aus Erde schirmt sie von allen Seiten und nach der Landseite zu eine hohe Mauer. Denn sie steht auf einer Landzunge, von drei Seiten umgibt sie der tiefe See. Die Landzunge ist durchstochen, ein breiter und tiefer Graben ist da gezogen, so daß sie wie auf einer Insel gelegen ist. Über den Graben führt eine Brücke, die auf eingerammten Pfählen liegt. Ziehen Feinde heran, so kann sie in ganz kurzer Zeit abgebrochen werden. Wer vom Lande her kommt, der trifft auf ein befestigtes Tor. Hat er das eingenommen, so steht er auf der Brücke, und an ihrem anderen Ende ist wieder ein befestigtes Tor, und erst wenn er das erstürmt hat, kann er in die Feste eindringen."

„Und welche Gebäude stehen im Ringe der Burg?" warf Gero ein.

„Viele Häuser, Herr. Ein großes Haus mit einer Halle, wo der Wende mit seinen Leuten des Abends beim Trunke sitzt. Auch die Kammern sind darin, wo er schläft. Dann sind langgestreckte Häuser da, in denen die Gäste schlafen, und Hütten für die Knechte und Ställe für die Pferde und das Haus, in dem er seine Gefangenen hält."

„Sind die Gebäude aus Holz?"

„Das Wohnhaus des Fürsten ist bis unter

das Dach aus Stein, und vier große Steinsäulen tragen das Dach der Halle. Sonst sind alle aus Holz."

Gero blickte gedankenvoll mit zusammengezogenen Brauen vor sich nieder. „Die Burg liegt auf der Mitternachtseite des Sees?" fragte er.

Hosed bejahte. „Friert der See im Winter zu?" fragte der Markgraf wieder.

„Bei großer Kälte friert er ganz zu, Herr. Jetzt ist er sicherlich zugefroren."

„Du kennst die Gegend genau, auch die Feste im Innern?"

„Ganz genau, Herr."

„So wirst du uns führen!" rief Gero aufspringend. „Denn wisse, ich werde den Wolf Stoinef in seiner Höhle überfallen!"

„Heil, Herr, Heil!" rief Hosed mit funkelnden Augen. „Rache habe ich der Wendenbrut geschworen, die mich peitschen ließ wie einen Hund und mir faulige Fische zum Fraß hinwarf, als ich in ihren Händen war. Damals habe ich zu Sankt Moritz gebetet Tag und Nacht, daß er mir die Freiheit verschaffe und dann die Rache!"

„Die Heiligen mögen sie uns gelingen lassen!" erwiderte Gero. „Vorderhand reitest du morgen in aller Frühe nach Bernburg zum Grafen Christian, und Adalbert reitet nach Walbreck

zum Grafen Thiedmar! Briefe werden euch schon heute abend ausgehändigt. Für jetzt gehab dich wohl."

VIII.

Die Räume, in denen Stoinefs Schweſter zu wohnen pflegte, wenn ſie auf der Burg Wara weilte, waren der gefangenen Hathui zur Kemenate angewieſen worden. Es waren kleine Gemächer, aber mit aller Pracht eingerichtet, über die ein Slawenfürſt zu verfügen hatte. Bunte Teppiche verdeckten das Holz der Wände, und der Fußboden war mit koſtbaren Pelzen überſät. In den Kaminen wurde beſtändig ein mächtiges Feuer unterhalten, damit ihr die wohlige Wärme nicht fehle, Speiſe und Trank wurde ihr in ſilbernen Gefäßen gereicht, ein Troß von Dienerinnen umgab ſie, die freilich zugleich ihre Wächterinnen waren. Denn niemals war ſie unbeobachtet, und wenn ſie ausgehen oder ausreiten wollte, was ihr nicht verwehrt ward, ſo folgte ſtets ein halbes Dutzend Lanzenreiter ihrem Roſſe nach. Ihren Verlobten durfte ſie nicht ſehen und hörte kein Wort von ihm. Er wurde verwahrt im Hauſe der Gefangenen und noch ſtrenger bewacht als ſie ſelbſt.

Stoinef hatte seine Beute nach der Burg geleitet, war aber nach wenigen Tagen mit Eckbert und Wichmann weggeritten. Sehr gegen seinen Willen war das geschehen, aber das Volk der Rugier hatte einen Einfall gemacht in das Land der Wilzen, die ihm befreundet und verbündet waren. Hathui hatte ihn mit großer Erleichterung abreiten sehen, denn in seiner Nähe war es ihr unheimlich zu Sinn gewesen. Er hatte sie zwar nie zu umfangen versucht, aber die honigsüßen Worte, die er zu ihr sprach, und die lüsternen Blicke, mit denen er oftmals ihre Gestalt umfing, empörten sie und brachten ihr Blut, so oft sie ihn sah, in zornige Wallung. Glücklicherweise ahnte sie nicht, was er mit ihr vorhatte, und daß er in ihr schon seine künftige Gattin sah, sie hätte sonst versucht, ihrem Leben ein Ende zu machen. Sie meinte, der Wende habe sie geraubt, um ein Pfand gegen Herrn Gero in der Hand zu haben, und sehnsüchtig harrte sie des Tages, der ihr Befreiung bringen sollte. Oft lag sie auf den Knien und betete zu Gott und zu seiner schmerzensreichen Mutter und zu allen Heiligen, daß sie ihr helfen möchten in ihrer Not. Manchmal auch stand sie stundenlang auf dem hohen Wall, der die Feste umgab, und schaute starren Blickes hinüber über die weite, glitzernde Flut, über der

Möwen schwirrten und Reiher ihre Kreise zogen, als erwarte sie, daß über den See her auf Kähnen die Retter gezogen kämen. Aber Tag auf Tag verging und Woche auf Woche, und niemand kam, sie heimzuholen. Da wurden allmählich ihre frischen Wangen immer schmaler und bleicher, und ihre Augen zeigten nicht mehr den leuchtenden Glanz, der ihnen sonst eigen war.

Endlich in einer Winternacht flammte ihre Hoffnung jäh empor, um freilich auf der Stelle wieder zu erlöschen und einer dumpfen Verzweiflung Platz zu machen. Die Mitternacht mochte wohl nahe sein, da erwachte sie durch ein furchtbares Getöse und fuhr erschrocken aus den Kissen empor. Durch die Ritzen der Fensterläden fiel heller Lichtschein und fuhr zuckend über die Wände hin. Hunde bellten, Pferde schnaubten, und ein wüstes Geschwirr lauter Männerstimmen ward hörbar, ja, es schien der Jungfrau, als vernehme sie das Geklirr von Waffen. Ein freudiger Schreck durchzuckte ihr Herz. War etwa der Markgraf gekommen und hatte die Burg durch nächtlichen Überfall in seine Gewalt gebracht? War die Stunde der Befreiung angebrochen?

Sie saß in ihrem Bette und wagte sich kaum zu rühren. Aber die alte Dienerin, die neben ihr schlief, war gleichfalls aufgewacht, schlich mit

bloßen Füßen zum Fenster hin und stieß den Laden ein wenig zurück.

„Es ist Fürst Stoinef!“ sagte sie, nachdem sie scharf Auslug gehalten hatte. „Er kommt mit vielen großen Herren, und ich dachte mir schon, daß er käme. Morgen ist Sonnenwendtag, da opfern wir den großen Göttern Pizarmar und Zornebog. — Hihi,“ lachte sie, „dort heben sie Männer von den Pferden, die Fesseln tragen. Ihr Blut wird morgen über die Opfersteine rinnen!“

Ein kalter Schauer durchfuhr die Jungfrau, und zugleich durchdrang ihr Herz ein schneidendes Weh darüber, daß sie wieder vergeblich gehofft hatte. Tief entmutigt sank sie auf ihren Pfühl zurück, und auch als der Lärm draußen verstummt war, fand sie keinen Schlaf und schaute mit brennenden Augen in das Dunkel hinein, das sie umgab. Wintersonnenwendtag war morgen, so hatte die Alte gesagt. Sie selbst wußte schon seit Wochen nicht mehr, wie die Tage hießen, die ihr so gleichmäßig verrannen. Wintersonnenwende! Da rüsteten sich also jetzt im Sachsenlande die Leute, das heilige Weihnachtsfest zu begehen, und sie lag fern unter den wilden Heiden, einsam in tiefem Leide. Mit überwältigender Kraft drang mit einem Male das Gefühl ihrer

hilflosen und verlassenen Lage auf sie ein. Heiße Tränen rollten ihr über die Wangen, und erst nach langer Zeit verfiel sie in einen kurzen, unruhigen Schlummer.

Erneuter Lärm schreckte sie auf, als das erste fahle Morgenlicht in das Gemach drang. Sie sprang auf, kleidete sich hastig an und spähte durch das schmale Fenster in den Hof hinaus. Die alte Milka, die am anderen Fenster stand, deutete ihr das Bild, das sie vor sich sah. „Die Fürsten ordnen sich zum Zuge nach der Insel, wo die Götter wohnen. Der See ist fest gefroren, sie werden zu Fuße hinüberziehen. Seht, der dort in dem gelben Mantel, das ist Fürst Nako, unseres Herrn nächster Blutsverwandter, und der dort in dem blauen Mantel, das ist Fürst Selibur, der über die Wagrier gebietet, und dem meine Herrin Tossa versprochen ist. O Tossa, mein süßes Täubchen, Licht meiner Augen, meine strahlende Blume, wann werd' ich dich wiedersehen? — Dort neben ihm der Dicke ist Fürst Mistoy. Ei, sind die Herren wieder einig? Sie waren lange entzweit und haben blutig miteinander gehadert. Und dort stehen die Gefangenen, die zum Opfer bestimmt sind. Rugier sind es, Verfluchte, die gegen unsern Herrn die Schwerter erhoben haben. Möge die Erde ihr

rotes Blut trinken, daß die großen Götter uns gnädig seien!"

Hathui fuhr zusammen — nicht nur aus Schreck über die Worte der Alten, sondern weil in demselben Augenblick eine wahrhaft grauenvolle Musik einsetzte. Flöten, Hörner und Trompeten gaben quiekende und dröhnende Töne von sich, dazwischen erklang das dumpfe Rasseln großer Trommeln. Beim Klange dieser Musik setzte sich der Zug in Bewegung und entfernte sich langsam durch das Tor über die Brücke, doch dauerte es eine lange Zeit, bis in weiter Ferne das Getöse verhallte.

In fieberhafter Aufregung verbrachte Hathui die nächsten Stunden, denn sie ahnte, daß Stoinef sie aufsuchen würde, und empfand vor einem Wiedersehen mit ihm ein unsagbares Grauen. Sie schickte verwirrte Gebete zu Gott und den Heiligen empor und flehte sie an, ihn von ihr fernzuhalten, aber sie sagte sich selber, daß nur ein Wunder diese Begegnung verhindern könne. Dieses Wunder blieb aus; als nach geraumer Zeit der Zug der Wendenfürsten wieder in der Burg ankam, geleitet von demselben Getöse und Lärm wie früh beim Auszuge, trat Stoinef plötzlich in ihr Gemach.

Sie sprang auf, und indem sie ihre Rechte

fest auf ihr hämmerndes Herz preßte, sah sie ihn mit großen angstvollen Augen an.

„Gegrüßt seist du, schöne Hathui," begann er, aber sogleich hielt er inne und blickte betroffen in ihr Antlitz, das jetzt infolge ihrer Aufregung noch bleicher aussah als gewöhnlich. „Bist du krank?" fragte er. „Hat die alte Hündin hier dich karg gehalten mit Trank und Speise?"

Die Alte, die bei seinem Eintritt zu Boden gesunken war, hob beschwörend die Hände hoch. „Erhabener Fürst, ich habe sie gut gepflegt, aber die weiße Taube mit dem Goldhaar war immer traurig!"

„Schweige, bis ich dich reden heiße!" herrschte sie Stoinef an und stieß mit dem Fuße nach ihr. „Nicht dich habe ich gefragt. Hat es die Alte," wandte er sich an die Jungfrau, „an irgend etwas fehlen lassen?"

Hathui schüttelte den Kopf. „Sie ist gut mit mir gewesen."

Milka rutschte zu ihr hin, um ihr den Saum ihres Kleides zu küssen, aber Stoinef gebot ihr barsch, sogleich das Gemach zu verlassen. Mit tief gesenktem Haupte schlich sie hinaus.

„Willst du mir nicht die Hand geben?" fragte der Fürst, als sie gegangen war, und streckte ihr die Rechte entgegen. Hathui aber wich scheu

zurück und heftete ihre Augen mit dem Ausdruck des Entsetzens auf einen großen roten Fleck auf dem weißen Pelzwerke seines Mantels.

Er folgte der Richtung ihres Blickes und lachte kurz auf. „Es ist Blut. Fürchtest du dich davor, Enkelin Widukinds des Sachsen? Es ist Blut der Feinde, die wir den Göttern opfern. So taten Eure Ahnen auch, ehe der Narrenglauben zu ihnen kam aus dem Morgenlande."

In Hathuis Wangen schoß eine dunkle Röte. „Schmäht unsern Glauben nicht, Herr!" sagte sie mit bebender Stimme. „Er stammt vom Himmel her."

„Narretei!" erwiderte Stoinef. „Gib mir deine Hand."

Sie legte ihre zitternde Hand in die seine, denn sie durfte ihn nicht reizen. „Du hast wieder Farbe in deinen Wangen," sagte er und blickte ihr keck ins Gesicht. „Das gefällt mir, und wirst du jedesmal rot, wenn ich dich zornig mache, so will ich das recht häufig tun." Er sah sie lauernd von der Seite an und fragte dann plötzlich: „Du würdest wohl ungern das Weib eines Mannes, der nicht deines Glaubens ist?"

Hathui begriff den Sinn seiner Frage nicht und erwiderte erstaunt: „Ich bin die Verlobte des Helden Siegfried."

„Noch bist du nicht sein Weib!“ rief Stoinef lachend und warf sich auf eine Bank, die nahe bei dem Kamin stand. „Antworte mir: Muß der ein Christ sein, dem du dich zu eigen gibst?“

Hathui hätte ihm am liebsten die Antwort geweigert, denn sie empfand einen Widerwillen gegen ihn und seine dreisten Fragen, den sie kaum zu verbergen vermochte. Aber sie dachte daran, daß sie dieses Mannes Gefangene war, schutzlos seiner Willkür preisgegeben, und deshalb erwiderte sie, wenn auch herbe und kurz: „Wie könnt' ich einem Manne gehören, der nicht an den allmächtigen Gott und seinen Sohn glaubt?“

„Ha!“ rief der Wende, „wer sagt dir, daß es nur einen Gott gibt, und daß er einen Sohn hat?“

„Das lehrt uns die Kirche, Herr. Sie hat die heiligen Evangelien, in denen alles steht, was Gott dem Menschen offenbart hat.“

Der Wendenfürst schüttelte den Kopf. „Wie kann ein Glaube gut sein, der die Menschen zu Lügnern und Heuchlern macht?“

„Wie meint Ihr das?“ fragte Hathui mit blitzenden Augen.

„So gefällst du mir, Mädchen!“ rief Stoinef und warf ihr einen Blick zu, unter dem sie errötete. Dann fuhr er mit spöttischer Miene fort:

„Eure Mönche und Priester kommen zu uns und predigen von einem Heilande, der barmherzig und gütig war, und der sogar seine Feinde liebte, und der für alle Menschen am Kreuze starb, um sie zu erlösen. Dem sollen wir nachfolgen, so mahnen sie. Und wenn wir nun in euer Land hinüberblicken, wo dieser Gott verehrt und angebetet wird, was sehen wir da? Hader und Zwietracht, Mord und Verrat, Gier nach fremdem Gut — alles wie bei uns und überall in der Welt. Und die Geschorenen, die jenes Gottes Diener sein wollen, sind oft die Allerärgsten, und ihre Geldgier und ihre Ehrsucht sind unbezähmbar. Kannst du das leugnen? Habe ich nicht recht?"

„Wenn Ihr sagt, daß die Christenheit nicht ist, wie sie sein sollte, so habt Ihr nicht unrecht," erwiderte Hathui nach einigem Besinnen mit heißen Wangen. „Aber daran sind nur die Menschen schuld, die des heiligen Glaubens Lehre nicht befolgen."

„Nein!" rief der Wende, „daran ist die Christenlehre schuld, die von den Menschen verlangt, was sie nun und nimmer leisten können. Unser Glaube gebietet uns, tapfer zu sein, unsern Freunden Treue zu halten und Gutes zu tun, den Göttern zu opfern und sie zu ehren. Das kann ein tüchtiger

Mann erfüllen. Die Christenpriester aber lehren, man solle seine Feinde lieben und ihnen Gutes tun. Das kann kein Mensch und niemand tut es. Glaubst du, daß Gero mich liebt? Er haßt mich, wie ich ihn hasse. Aber er verbreitet mit seinem Schwerte eine Lehre, die er selbst nie zu befolgen gedenkt, und die er wohl im innersten Herzen belacht. Kannst du mir das erklären?"

„Held Gero kämpft für den Heiland, weil er die Menschen erlöst hat von der Hölle durch sein Blut, auf daß sie eingehen können in den Himmelssaal, weil Gottes Huld ihnen ihre Sünden vergibt. Dieser Glaube soll zu allen Völkern gebracht werden."

Der Wende machte eine abwehrende Handbewegung. „Wenn eure Pfaffen solche Märchen verbreiten, so ist es zu ihrem Nutzen. Wenn aber ein Kriegsmann sein Schwert dafür erhebt, so ist er ein Narr oder ein Lügner. — Ein Narr ist Gero nicht, der durchtriebene, schlaue Fuchs, so muß ich ihn einen Heuchler heißen!"

„Nein!" rief Hathui, alle Vorsicht vergessend. „Ihr habt unrecht, Fürst Stoinef! Er ist wahrhaftiger in seinem Gemüt als alle anderen Männer! Ich habe ihn kennen gelernt."

Stoinef blickte sie spöttisch an und brach dann in ein mißtönendes Gelächter aus. Er lachte so,

daß er sich auf seiner Bank krümmte. „Seht dieses Weib!“ rief er. „Wie eine Rächerin steht sie vor mir! Wie eine Löwin, der man ihr Junges rauben will, funkelt sie mich an. Ist Gero ein Zauberer, der alte, halbgraue Wolf? In Magdeburg sah ich eine Törin, die war in ihn verliebt wie eine Henne in den bunten Hahn. Jetzt seh' ich vor mir eine andere. Warum willst du dem Sohne folgen als sein Weib, da du doch den Vater liebst?“

„Herr!“ rief Hathui bebend. Die Stimme versagte ihr zu weiteren Worten.

Der Wendenfürst hörte auf zu lachen und erhob sich. Sein Antlitz war mit einem Male ernst, ja finster geworden. Er trat nahe an sie heran und zischte: „Sei ruhig! Du folgst nicht dem einen und nicht dem andern! Über dich hat dein Bruder Eckbert zu bestimmen. Wem er dich gibt, dessen Weib wirst du. Und weißt du, wem er dich geben wird?“

Hathui stand wie gelähmt, der Blick, den er ihr zuwarf, sagte ihr alles. Ihr Antlitz ward mit einem Male totenbleich, die Arme sanken ihr schlaff herab, und sie mußte sich an die Wand anlehnen, denn die Füße drohten ihr den Dienst zu versagen. „Niemals!“ schrie sie auf.

Stoinef blickte sie mit flimmernden Augen an.

Sie war ihm nie so begehrenswert erschienen, er hätte sie am liebsten in seine Arme gerissen. Aber da er im Hofe draußen die Stimme seines Vetters Nako hörte, der nach ihm fragte, so wandte er sich plötzlich von ihr ab. „Das werden wir sehen!“ sagte er schroff und schritt schnell zur Tür hinaus.

„Gib auf die Jungfrau da drinnen acht,“ gebot er der alten Milka, die draußen im Vorgemache sich zu schaffen machte. „Stößt ihr etwas zu, oder tut sie sich ein Leids an, so lasse ich ein Loch ins Eis hacken und dich ersäufen!“

Sofort stürzte die Alte in das Gemach. Dort fand sie Hathui auf ihrem Bette liegend, das Gesicht in die Kissen gedrückt, regungslos, als wäre das Leben aus ihr entflohen. Sie schrie laut auf und suchte sie aufzurichten, denn sie wähnte, die Jungfrau sei von einer Ohnmacht befallen. Aber Hathui stieß sie mit kräftiger Hand von sich, als sie ihren Leib umfassen wollte, und erhob sich. Sie sprach jedoch kein Wort und saß den ganzen Tag über entweder düster vor sich hinstarrend auf ihrem Lager, oder sie schritt ruhelos in dem Gemach auf und nieder. Die Speisen, die von den Mädchen aufgetragen wurden, rührte sie nicht an, so sehr ihr auch die Alte mit allen möglichen Schmeichelworten zuredete. Als endlich

die Nacht hereinbrach, war sie nicht zu bewegen, sich zu entkleiden, sondern sie warf sich in ihrer vollen Gewandung auf das Lager. Sie litt auch nicht, daß die Lampe verlöscht wurde, die von der Decke herabhing, sie wollte sich mit allen Kräften wach erhalten, weil sie fürchtete, daß der Fürst wiederkommen könnte, wahrscheinlich halb berauscht; denn von drüben her scholl das Lachen, Schreien und Singen der Männer an ihr Ohr, die in der Halle den Opfertag feierten. Wohl lagen zwei schwere eiserne Riegel vor ihrer Tür, aber was nützten sie ihr, wenn etwa die Alte, die mit ihr das Schlafgemach teilte, während sie schlief, ihrem Herrn gefällig war und sie zurückschob?

Sie hatte noch nicht lange gelegen, als das Gefürchtete einzutreten schien. Schritte näherten sich der Tür, und eine kräftige Faust rüttelte an ihr. Entsetzt fuhr sie auf und hörte, wie eine ihr fremde Stimme sagte: „Kleidet Euch an, Jungfrau, und folgt mir. Fürst Stoinef befiehlt, daß Ihr drüben in der Halle den Hochsitz einnehmen sollt an seiner Seite!“

Die Alte war sofort beim ersten Laute dieser Stimme aus dem Bette gesprungen und warf nun hastig ihre Gewänder über. „Es ist Herr Nako, unseres Herrn Verwandter,“ flüsterte sie.

„Bei den großen Göttern, sträubt Euch nicht, Herrin!“ Als sie sah, daß Hathui keine Miene machte, aufzustehen, sondern in düsterem Trotze sitzen blieb, fiel sie auf die Knie und winselte: „Steht auf, Herrin, sonst kommt er selber und zwingt Euch. Drüben im Ehegemache hängt noch die Peitsche, mit der er unsere verstorbene Herrin, sein Weib, zu allem zwang, was er wollte. Er schlägt grausam zu, Herrin, grausam! Und schlägt er Euch, dann schlägt er uns alle oder läßt uns peitschen.“

„Hört Ihr nicht?“ erklang es von draußen.

Hathui erhob sich. Ihr kam die Einsicht, daß sie sicherer war, wenn sie, dem Willen des Fürsten nachgebend, hinüberging in die Halle, als wenn sie seinen Zorn heraufbeschwor und hier blieb.

Sie schritt selbst zur Tür und schob die Riegel zurück. Ein hochgewachsener Mann in grellgelbem Mantel trat herein, draußen vor der Pforte des Hauses standen mehrere Knechte mit Fackeln.

Der Wende, der seinem Vetter sehr ähnlich sah, verneigte sich vor ihr. „Stoinef befiehlt, daß Ihr Euch schmücken sollt wie eine Fürstin unseres Volkes,“ sagte er. „Hole den Mantel, Milka!“

Die Alte verschwand eilfertig durch eine Seitentür und brachte dann einen prachtvollen Mantel

aus weißen Hermelinfellen herbeigetragen, den sie um Hathuis Schultern legte. Aufs Haupt setzte sie ihr ein kleines Barett von demselben Stoffe, fiel dann vor ihr nieder und küßte ihr den Schuh. „Ihr seid die schönste Fürstin, die es geben kann," schmeichelte sie. „Dziwitza, die Große, gebe Euch Glück und langes Leben!"

Hathui wandte sich dem jungen Wendenfürsten zu, dessen Blicke gleichfalls bewundernd auf ihr ruhten. Ihre Lippen waren fest aufeinandergepreßt, und in ihren Augen glomm ein unheimliches Feuer. „Führt mich!" sagte sie kurz.

Nako schritt ihr voran, und sie trat auf den Hof hinaus, in dem mehrere Feuer brannten. Sie und die Fackeln, die ihre Begleiter trugen, erhellten den weiten Hof mit rötlichem Lichte.

Langsam stieg Hathui die breite Holztreppe hinan und trat in die Halle. Ihr Erscheinen erregte dort zunächst nicht das geringste Aufsehen, denn die meisten der wendischen Herren waren viel zu betrunken, um es überhaupt zu bemerken. Einige lagen völlig berauscht auf dem Tische, andere grölten ein Lied oder tranken einander zu; und in einer Ecke des Saales raschelten die Würfel. Erst als sie auf dem Hochsitze neben dem Fürsten erschien, wurden die Nächstsitzenden auf sie aufmerksam, stießen sich gegenseitig an

und lenkten die Blicke anderer auf sie, und so entstand allmählich eine verhältnismäßige Stille.

Stoinef, der erst halb berauscht war, blickte ihr mit einem triumphierenden Lächeln in das blasse, versteinerte Gesicht. Er ergriff das mächtige Trinkhorn, das vor ihm stand, und rief: „Mit diesem Trunke begrüße ich dich, schöne Hathui! Nimm den Platz ein zu meiner Seite, der dir gebührt, und tue mir Bescheid!“

Er setzte das Horn an die Lippen, aber ehe er zu trinken vermochte, drängte sich ein Knecht an ihn heran und meldete: „Herr, Eure Schwester, die Fürstin Tossa, ist gekommen!“

„Wie? Tossa ist da? Also hat Gero getan, wie ich wollte? Führe sie herein! Wo ist sie?“ rief Stoinef und ließ das Horn sinken.

„Herr,“ flüsterte der Knecht ängstlich, „sie hält draußen auf der Brücke. Belpuk, der Alte, will das Tor nicht öffnen. Herr Mitzlaff ist nicht bei ihr und auch nicht Herr Miroſch, und von dem äußeren Tore her, das Jomir geöffnet hat, klang ein lauter Schrei, als würde Jomir erschlagen.“

Der Wendenfürst wurde mit einem Male nüchtern. Er riß sein Gewaffen von der Wand, stülpte den Helm aufs Haupt und schritt eilend hinter dem Knechte her dem Ausgange der Halle

zu. „Wohin, Herr Bruder?“ lallte Selibur, der Wagrierfürst, an dem er vorüberkam. „Was willst du draußen in der kalten Nacht?“

„Ich will sehen, ob uns eine Gefahr droht!“ rief ihm Stoinef zu und stieg mit Mühe über die ausgestreckten Beine des Trunkenen.

„Du bist närrisch, Bruder! Trinke mit uns auf das Wohl deines deutschen Schätzchens!“ krächzte Selibur.

Aber Stoinef hörte seine Worte nicht mehr. Er stand schon draußen im Hofe und eilte nun nach dem Tore hin. Er trat auf die Mauerbrüstung und spähte hinaus nach der Brücke. Undeutlich erkannte er beim Sternenlicht einen langen Zug von Reitern, der auf der Brücke hielt. „Tossa?“ rief er laut. Aber keine Antwort klang zurück. Als die Wendin ihres Bruders Stimme hörte, überfiel sie ein furchtbarer Schreck. Sie hatte Herrn Gero helfen wollen, die Gefangenen zu befreien, aber daß ihr Bruder in der Burg sein würde, hatte sie nicht geahnt oder nicht bedacht. Mit ungeheurer Wucht stürzte plötzlich die Erkenntnis über sie herein, daß sie einen furchtbaren Verrat an ihrem Volke verübe, und daß ihr eigener Bruder den Tod dadurch finden könne. Sie saß auf ihrem Rosse wie gelähmt.

„Tossa!“ klang es zum zweiten Male. Wieder gab sie keinen Laut von sich.

„Zum Henker!“ knurrte neben ihr die tiefe Stimme Hoseds, der die Reiter führte. „So redet doch! Euer Zuruf hat uns das erste Tor aufgetan. Sollen wir hier steckenbleiben?“

Aber auch auf einen dritten Zuruf ihres Bruders gab sie keine Antwort. Ratlos und bestürzt starrte der Wendenfürst auf die schweigsame Reiterschar. Was war das? War es ein Spuk, der ihn narrte?

„Wer seid ihr?“ schrie er hinab. „Sagt, was ihr wollt, und wo ihr herkommt!“

Da erklang in seinem Rücken der durchdringende Ton mehrerer Büffelhörner, und von drunten hörte er eine laute Stimme rufen; „Heil, Heil! Herr Gero ist über das Eis gekommen und hat den Wall erstiegen!“ Und viele Stimmen schrien nun mit einem Male da unten durcheinander, und Axthiebe schmetterten gegen das Tor, und ein Pfeil schwirrte an ihm vorbei.

Zugleich aber hörte er hinter sich im Hofe ein lautes Geschrei, ein Rennen und Laufen, ein Aufschreien zu Tode getroffener Knechte und sah Geharnischte vordringen gegen die Tür seiner Halle.

Da erkannte Stoinef, daß er überlistet war und daß ihn nichts mehr retten konnte, als eilige

Flucht. Blitzschnell schwang er sich von der Mauer herab und warf sich seitwärts in das schützende Dunkel. —

Hathui hatte sich inzwischen auf dem Sitze niedergelassen, der neben des Fürsten Stuhle stand, und blickte starr wie ein Steinbild auf das Gewühl der halb oder ganz berauschten Männer hin. Nur manchmal zuckte sie unmerklich zusammen, wenn ein rohes Schmeichelwort zu ihr heraufdrang. Ein würgender Ekel hatte sie erfaßt. Hätte sie ein Schwert gehabt, sie hätte sich damit den Tod gegeben, denn das Furchtbarste mochte ihr wohl in der zweiten Hälfte der Nacht bevorstehen.

Da stürzte ein wendischer Gewaffneter in den Saal und erhob ein lautes Geschrei. Die Zunächstsitzenden, soweit sie nicht trunken dalagen, fuhren empor, schrien die andern an, die weiter rückwärts saßen, und stürzten dann nach den Säulen und Wänden hin, an denen ihre Schwerter hingen. Und dann erschien mit einem Male in der Tür die Gestalt eines gewaltigen Mannes, der von Kopf bis zu Fuß in Eisen gekleidet war. Es war Gero. Er stand nur einen Augenblick, dann hob er den Speer und warf ihn mitten hinein unter die Wenden, so daß einer mit gellendem Aufschrei zusammenbrach. Dann stürzte er mit

hochgeschwungenem Schwerte in den Saal, andere drängten nach, und nun begann ein grauenvolles Gemetzel. Wer das Schwert hob von den Wenden, ward überwältigt, und die sächsischen Knechte schonten auch die nicht, die trunken dalagen und zu keinem Widerstande fähig waren. Gebrüll, Schwerterklirren und ächzende Schreie sterbender Männer erfüllten den weiten Saal, und das Blut spritzte empor bis zum Hochsitze Stoinefs, des geflohenen Wendenfürsten.

Hathui hatte dem allen mit starren Augen zugesehen, aber als jetzt Seliburs, des Wagrierfürsten blutiges Haupt ihr vor die Füße rollte, schrie sie laut auf und verlor das Bewußtsein.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie draußen vor der Halle, und Gero rieb ihr die Schläfen mit Schnee, um sie wieder ins Leben zurückzurufen. Neben ihm stand Siegfried, ihr Verlobter. Eine der Scheunen im Hofe war in Brand geraten und verbreitete eine blendende Helle.

„Gelobt sei Gott und alle Heiligen!“ sagte der Markgraf, als sie die Augen aufschlug. „Ich hatte schon Angst, das Entsetzen habe dich getötet.“

Sie konnte zunächst kein Wort hervorbringen, sondern streckte ihm nur unter Tränen die Hand hin. Er ergriff sie, fragte aber dann mit selt-

samer Hast: „Wie kamst du in die Halle? Bist du des Wenden Weib geworden?“

„Nein!“ rief sie. „Aber kamt Ihr nicht, so hätte er mich wohl mit Gewalt dazu gezwungen.“

Sein Auge leuchtete auf, und seine Brust hob sich in tiefem Atemzuge. Dann sagte er: „Wir müssen sogleich zu Roß, denn in einer halben Stunde brennt Stoinefs Burg und kündet ringsum unsere Tat. Der Schurke ist uns leider entkommen, niemand hat ihn gesehen, und unter den Toten ist er nicht. Er wird schon morgen viele hundert Leute zusammenbringen und uns verfolgen. Auf die Rosse, daß wir einen weiten Vorsprung gewinnen und glücklich heimgelangen!“

IX.

Der Odem des Frühlings hatte die Eisdecke gesprengt, die der harte Frost des Winters über die Elbe gelegt hatte. Frei von der Fessel wälzte der Strom seine hoch angeschwollenen gelblichen Wassermassen dem Meere zu. Hier und da trat er über seine flachen Ufer und überschwemmte das fruchtbare Land, denn mit einem Male über Nacht war milder Tauwind vom Süden hergekommen und hatte den fußhoch liegenden Schnee hinweggeschmolzen. Das Storchenpaar, das auf

dem Dache des Königshofes zu Magdeburg zu niſten pflegte, hatte unter lautem Klappern ſeinen Einzug gehalten, und daraus ſchloſſen weiſe und erfahrene Leute, daß eine Wiederkehr der Winterkälte ſchwerlich zu befürchten ſei. Einer der langgeſtelzten Geſellen war hinübergeflogen nach den überſchwemmten Elbwieſen, um dort nach einer Beute auszuſpähen, der andere ſtand neben ſeinem Horſt auf einem Beine und blickte ernſthaft hinunter nach dem weiten Hof und machte ſich ſeine Gedanken, warum wohl die Menſchen da drunten, während er ſelbſt wieder heimgekehrt war, ſich zur Ausfahrt rüſteten. Denn er ſah hochbepackte Wagen und viele Roſſe und reiſiges Kriegsvolk in großer Zahl. Siegfried, Markgraf Geros Sohn, wollte nach Gröningen zum König ziehen. Der ſtand eben im Begriff, Sachſen zu verlaſſen und die Bayern zum Gehorſam zu bringen, die ſich wider ihren Herzog empört hatten. Das mußte ſchnell geſchehen, ehe das Hunnenvolk ſich mit ſeinen Maſſen gegen die Reichsgrenze heranwälzte, und dabei ſollte ſich der junge Held die erſten kriegeriſchen Ehren holen, bevor er mit auszog zur Hunnenſchlacht.

Gero hatte beſchloſſen, ſeinen Sohn ſelbſt zum König zu geleiten. Er ſtand neben ſeinem rieſigen Schlachtroſſe im Hofe und ſprach mit dem Abte

Richarius und dem Grafen Thiadrich. Von Zeit zu Zeit warf er einen ungeduldigen Blick nach der Kemenate hin, wo Siegfried von seiner Braut Abschied nahm. Die Verlobten hatten anscheinend einander noch vieles zu sagen, und der Graf Thiadrich machte darüber seine derben Witze, während der Abt nachsichtig lächelte über die verliebte Torheit der Kinder dieser Welt. Gero aber lächelte nicht mit, sein Antlitz verdüsterte sich immer mehr, je länger sein Sohn verzog, und zwischen seinen Brauen erschien eine tiefe Falte. Zerstreut hörte er dem zu, was die beiden sprachen, und gab verkehrte Antwort darauf, so daß der Abt ihn verwundert anblickte. Immer wandte er den Kopf mit einem gespannten Ausdruck in seinen Mienen nach dem Hause hin; es war, als ob er lauschen wollte auf das, was dort geredet wurde.

Siegfried stand vor seiner Braut und hielt ihre Rechte, die sie ihm überlassen hatte, fest in seinen beiden Händen. Traurig und bekümmert schaute er ihr in die Augen. Das Herz tat ihm weh bei dem Gedanken, daß er sie nun so lange nicht sehen sollte, aber noch schmerzlicher berührte es sein Gemüt, daß er in diesen schimmernden Sternen so gar nichts vom Abschiedsleid zu lesen vermochte. Ruhig und klar ruhten sie auf ihm,

ja, wie es ihm vorkam, etwas verwundert, warum er das Scheiden noch immer hinauszögerte und sich nicht von ihr loszureißen vermochte. Ein Gefühl der Bitterkeit quoll in ihm auf, weil sie so kühl und gelassen von ihm Abschied nahm und ihm auch bis jetzt noch nicht die Lippen geboten hatte zu einem letzten Kusse, und er sprach herbe: „Ich glaube fast, Hathui, du freust dich, daß ich scheide."

„Nicht daß du scheidest, Siegfried, freut mich," erwiderte sie sanft, „aber daß du nun zeigen kannst, daß in dir das Heldenblut deines Vaters glüht."

Siegfried zuckte zusammen, und eine flackernde Röte fuhr über seine Wangen. „Immer mein Vater! Sein Ruhm überschattet mich ganz und gar!" stieß er hervor.

Sie sah ihm erstaunt ins Gesicht. „Er soll dich in Zukunft nicht mehr überschatten," gab sie zur Antwort. „Deshalb habe ich deinen Vater ja gebeten, daß er dir die Bahn frei mache, ein Held zu werden, und dich dahin ziehen zu lassen, wo Helden Ruhm erwerben."

Siegfried blickte ihr unverwandt in das unbewegte Antlitz, dann sagte er ebenso herbe wie bisher: „Wunderlich nur, daß er dir jeden, auch diesen Wunsch erfüllt. Wie lange habe ich ge-

beten und nichts erreicht! Du aber sprichst nur wenige Worte, und siehe, er tut, was du begehrst."

„Dein Vater hat wahrscheinlich eingesehen, daß ich das Rechte erbeten habe. Nur einem Helden will ich gehören; das hatte er wohl vorher nicht bedacht, da er dich in seiner väterlichen Liebe allzu sehr behütete vor den Gefahren des Krieges."

Wieder ließ er seine Blicke eine Weile schweigend und düster auf ihr ruhen, dann fuhr er auf: „Du liebst mich nicht so, wie du mich lieben solltest! Mein Weib sollst du werden, wenn die Heiligen mich heimgeleiten im Heumond. Aber du bist mir wie eine Schwester, nicht wie eine Braut."

Hathuis Brauen hatten sich zuerst bei seiner Rede unmutig zusammengezogen, dann aber entwölkte sich ihre Stirn, und sie sagte heiter: „Ich weiß nicht, ob ich anders lieben kann. Ja, ich bin dir gut, wie die Schwester dem Bruder. Vielleicht wird es anders, wenn du heimkehrst als Held, von dem die Lieder der Sänger erzählen. Bis dahin gedulde dich. Und nun fahre wohl, und die Gnade der Heiligen sei mit dir!"

Sie bot ihm mit freundlichem Lächeln die Hand, aber plötzlich fühlte sie sich von seinen Armen umschlungen und sah sein Antlitz dicht vor dem ihren. Mit heißem Flehen waren seine Augen auf sie gerichtet, und sein Mund stammelte

verworrene, leidenschaftliche Worte, die sie entsetzten. „Bleibe mir treu, Hathui!“ klang es an ihr Ohr. „Werde nicht eines andern Weib, wenn ich ferne bin! Ich lasse dich nicht, und ich gönne dich keinem, keinem, auch nicht meinem Vater!“

Hathui stieß einen Schrei aus, aber er wurde fast erstickt von seinen Lippen, die er fest auf die ihren preßte. Ein paar Augenblicke lag sie in seinen Armen, unfähig, sich zu wehren. Dann ließ er sie los und sprang zur Tür hinaus.

Draußen empfing ihn sein Vater mit finsterer Miene und sagte spöttisch: „Groß war dein Sehnen, zum Könige zu reiten. Jetzt aber säumst du wie ein Knabe, der sich nicht losreißen kann von der Schürze der Mutter!“

Siegfried saß mit einem Satze im Sattel. Seine Lippen kniffen sich fest aufeinander, und er erwiderte nichts. Trotzig wandte er das Haupt nach der anderen Seite, denn sein Vater sollte nicht sehen, daß ihm die Augen voll Tränen standen. In eisigem Schweigen ritten die beiden aus dem Königshofe und aus den Toren der Stadt hinaus. —

Wie betäubt war Hathui in ihrem Gemache zurückgeblieben. Lange stand sie bewegungslos auf derselben Stelle, die linke Hand fest aufs

Herz preſſend, die Rechte wie zur Abwehr vorgeſtreckt haltend. Es war, als lauſche ſie dem verklingenden Hufſchlage der abziehenden Roſſe. Aber ſie hörte nichts davon, ſie ſah und hörte überhaupt nichts von dem, was um ſie her vorging, denn in ihrem Innern klang immer nur das letzte Wort ihres Verlobten wider, und es klang ſo laut wie Poſaunenton: „Ich gönne dich keinem, auch nicht meinem Vater!“

Wie ein Blitz hatte ſie das Wort getroffen. Es rührte an etwas in ihrer Seele, was ihr bisher ſelber nicht klar geworden, an Gedanken und Wünſche, an denen ſie bis zu dieſer Stunde ſcheu vorübergegangen war, weil dieſe ſie unſinnig und töricht und zugleich unrecht und ſündlich dünkten. Nun aber war es ihr, als dränge alles mit einem Male ans Licht, was ſie hatte im Dunkeln laſſen, ſich ſelbſt verbergen wollen.

Der Sohn war voller Eiferſucht auf den Vater — und hatte er denn unrecht? Nein! rief eine laute Stimme in ihr, ſeine Warnung kam zur rechten Stunde!

Als Siegfried, Geros Sohn, um ihre Hand geworben hatte, da war ſie gern bereit geweſen, ihm nach Ablauf eines Jahres als ſein Weib zu folgen. Warum nicht? Wenn ſie nicht eine Nonne werden wollte, mußte ſie heiraten. Das

war Brauch und Sitte, und manche ihrer Altersgenossinnen waren schon längst unter die Haube gekommen. Meist bestimmte das der Wille des Vaters, und die Töchter fügten sich ohne Widerstreben. So wußte sie es gar nicht anders, als daß eine mannbare Jungfrau früher oder später einem Manne zu folgen habe als sein Weib, und der um sie geworben, hatte ihr wohlgefallen. Er war ein stattlicher Jüngling, und sein Werben hatte etwas Liebenswürdiges und Freundliches. Sie war ihm herzlich zugeneigt, und sie hätte ihn vielleicht auch noch in anderer Weise liebgewonnen, wenn nur eben sein Vater nicht gewesen wäre, der stahlharte Willensmensch, neben dem der Sohn unreif, unfertig, fast schwächlich erschien. Er hatte recht, seine Blüten verkümmerten im Schatten des Gewaltigen, neben dem er stehen mußte. Einen Zauber übte sein Vater aus auf alle, die in seine Nähe kamen, und mit grausamer Deutlichkeit sagte sie sich, daß auch sie in höchster Gefahr stand, diesem Zauber zu erliegen, ja, daß sie ihm schon erlegen war. Anfänglich war er ihr seines höheren Alters wegen wie ein Vater erschienen, aber schon längst sah sie ihn mit ganz anderen Augen an. Wohl mischten sich schon vereinzelte weiße Fäden in sein schwarzes Haar, und die Spitzen seines mächtigen Hänge-

schnurrbartes schimmerten grau. Wohl zogen sich viele Furchen über die breite Stirn, und eine tiefe Falte stand zwischen den starken dunklen Brauen. Aber ein heldenhafter Wille blitzte aus seinen Augen, und an Kraft und Behendigkeit übertraf er, der Siebenundvierzigjährige, alle Männer, die Hathui jemals geschaut hatte. Immer stand ihr das Bild vor Augen, wie er hineingesprungen war in den Saal des Wendenfürsten, als ihr Helfer und Retter, der sie mit seinem furchtbaren Schwert bewahrt hatte vor Schmach und Tod. Sie mußte dabei eines alten Liedes gedenken, das die fahrenden Sänger sangen von einem finstern Helden, der vor vielen hundert Jahren mit den Königen der Burgunder zu den Hunnen gezogen war und in König Etzels Saal die Häupter der feindlichen Recken abgemäht hatte wie der Landmann die Wiesenblumen. Das Blut der wilden Sachsen, das in ihren Adern rann, war ihr hoch aufgewallt bei solchen Gedanken; sie hatte wohl hin und wieder daran gedacht, daß es Seligkeit sein müsse für ein Weib, einem Helden wie ihm anzugehören, und nun erkannte sie, daß ihre Gedanken schon zu Wünschen geworden waren. Halb unbewußt war eine Neigung in ihr aufgekeimt und emporgewachsen, die ihr wie Narrheit und Frevel erschien. Denn

war es nicht Frevel, wenn sie, die Verlobte des Sohnes, ihr Herz an den Vater hängte? Und war es nicht eine Torheit, auf seine Liebe zu hoffen? Er sah sie gern, das fühlte sie wohl, und manchmal ruhten seine Augen auf ihr mit einem sonderbaren Ausdruck, aber er selbst hatte ihr einst gesagt, daß er in ihrem Antlitze zuweilen die Züge ihrer Mutter suche. Alle die Freundlichkeit, die er ihr erwies, alle Nachgiebigkeit gegen ihre Wünsche, die seinem Sohne und anderen auffiel, kam wohl daher, daß er ihre Mutter geliebt hatte. Wahrscheinlich würde er lachen, wenn er hörte, daß ein junges Mädchen von zwanzig Jahren seine Liebe ihm zugewandt habe, so, wie er über die arme Närrin Tossa lachte, die ihm eine Last geworden war, weil sie ihm nachlief mit ihrer Liebe.

Bei diesem Gedanken traten zornige Tränen in Hathuis Augen, und sie schlug beide Hände vor ihr glühendes Antlitz.

Noch stand sie so, da wurde die Tür hastig aufgerissen, und Abt Richarius erschien auf der Schwelle. Der greise Priester befand sich in solcher Aufregung, daß er ihre Verstörtheit gar nicht bemerkte. „Kommt mit mir, ich bitte Euch!“ rief er. „Die Wendin Tossa hat sich ein Leids angetan.“

Hathui folgte ihm, ohne ein Wort zu erwidern, und während sie eilfertig über den Hof schritten, klagte der Priester: „Der Teufel hatte sie verblendet, daß sie schuldig geworden ist so großer Missetat. Ich meinte schon, der Wahnsinn sei von ihr gewichen in der letzten Zeit, denn ein Wahnsinn war es, daß sie Herrn Gero liebte, der kein Weib mehr ansieht. Sie sprach mit mir, daß sie gen Quedlinburg ziehen wolle zu den frommen Schwestern und dort der Welt entsagen, da stößt sie sich, während sie Herrn Gero abreiten sieht, ein Messer in die Brust. Gelobt sei der ewige Gott, daß ich ihr schon die heilige Taufe gegeben hatte! So ist sie wenigstens dem höllischen Feuer entrissen. Geht Ihr allein zu ihr hinein, denn mir ziemt es nicht, die Wunde des Weibes zu betrachten."

Tossa lag auf ihrem niedrigen Ruhebette, wachsbleich, mit geschlossenen Augen. Blut sickerte aus ihrer Brust und rann über das weiße Linnen des Bettes. Der kleine Dolch, mit dem sie sich die Wunde beigebracht hatte, war zur Erde geglitten. In einer Ecke des Gemaches lagen ihre Dienerinnen auf den Knien, heulten und rauften sich die Haare, hielten aber die Gesichter zur Wand gekehrt, denn sie fürchteten die Nähe der Todesgöttin.

Hathui schritt auf die Bewußtlose zu, öffnete ihr Gewand und untersuchte mit kundiger Hand die Wunde. Sie hatte schon viele Wunden gesehen und verbunden und scheute sich nicht vor dem rieselnden Blute.

Nach einer Weile erhob sie sich und atmete tief auf. Diese Wunde, das war leicht zu erkennen, hatte zwar großen Blutverlust herbeigeführt, aber war gewiß nicht tödlich. Der Stoß war viel zu schwach gewesen, um den Lebensfaden abzuschneiden. Die Wendin Tossa mochte noch manchen Lenz erleben. Verächtlich blickte Hathui auf die heulenden Mägde im Winkel. „Auf!“ gebot sie, „holt mir Wasser und Linnenzeug, damit ich die Wunde verbinde.“

Eine der Mägde erhob sich und brachte das Gewünschte, aber als sie herzutrat und die von Blut überströmte weiße Brust ihrer Herrin sah, brach sie von neuem in ein durchdringendes Geheul aus und flüchtete in ihre Ecke. Keine war zu bewegen, mit an die Verletzte Hand zu legen.

Es kostete Hathui nicht geringe Mühe, allein den wie leblos daliegenden Körper der Wendin vom Blute zu säubern und die Wunde zu verbinden. Aber es gelang ihr, und schon nach kurzer Zeit kam das Blut zum Stehen.

Hathui setzte sich schweigend auf den Bett-

rand und blickte auf das bewußtlose Mädchen hernieder, das in seinem törichten Unverstand Hand an sich selbst gelegt hatte. Bisher hatte sie dieses junge, heißblütige Weib stets mit Abneigung betrachtet; sie war sogar nicht weit davon entfernt gewesen, sie zu verachten. Wie konnte ein Mädchen bei einem Manne, dem sie gänzlich gleichgültig war, um Liebe betteln! Wie konnte sie sich vollends dazu hergeben, einen Verrat an ihren Landsleuten zu begehen! Ein Weib, das solches zu tun vermochte, war in ihren Augen ohne Würde und Ehrgefühl. Sie war ihr daher aus dem Wege gegangen, wo es irgend möglich gewesen. Jetzt aber mit einem Male war das Gefühl der Verachtung ganz aus ihrem Herzen geschwunden, und ein tiefes Mitleid, ein heißes Erbarmen war an seine Stelle getreten. Sie faltete die Hände und betete zur Mutter Gottes und zum heiligen Mauritius, die Verwundete möge genesen und wieder zu Kräften kommen und durch ein Gott wohlgefälliges Leben in den heiligen Mauern zu Quedlinburg die Sünde zu sühnen vermögen, die sie auf ihre Seele geladen hatte. Eine warme Träne fiel dabei aus ihren Augen auf die Stirn der Liegenden.

Da schlug die Wendenfürstin die Augen auf und schaute mit verwirrten Blicken umher. Dann,

als ihr das Bewußtsein zurückgekehrt war, richtete sie ihre Augen starr auf das Antlitz der über sie Geneigten, und Hathui sah mit Befremden, daß ein feindliches Feuer in diesen schwarzen Augen aufglomm; auch fühlte sie, wie Tossas Hand in der ihren heftig zuckte.

„Was ist dir?“ fragte sie freundlich. „Erkennst du mich?“

„Hinweg!“ erwiderte die Kranke mit schwacher Stimme.

„Warum soll ich weggehen?“

Die Augen der Wendin füllten sich mit Tränen. „Weil du bist, liebt er mich nicht,“ brachte sie mühselig hervor.

Hathui erblaßte. „Was redest du da?“

Über Tossas Wangen rollten die Tränen. „Er macht dir solche Augen!“ klagte sie. „Er liebt dich, und mich verwirft er. Er wird dich heimführen! Oh, wäre ich tot!“

Da beugte sich Hathui noch tiefer zu ihr hinab, schob ihren Arm unter ihr Haupt und umfing sie wie eine Schwester. „Du machst dir törichte Gedanken,“ sagte sie liebreich. „Ich bin seinem Sohne versprochen, und der wird mich heimführen in vier oder fünf Monden, wenn er zurückkehrt aus dem Hunnenkriege. Ich aber gehe fort von hier und nehme dich mit. Willst du? Wir reiten,

wenn du genesen bist, nach Quedlinburg zur alten Königin Mathildis. Sie wird uns in ihren Schutz nehmen. Dort warte ich auf meinen Verlobten, und du siehst dir das Leben im Kloster an, und gefällt es dir, so findest du dort eine Heimat. Willst du das?"

Tossas Züge hatten sich, während Hathui so auf sie einsprach, immer mehr aufgehellt, und zuletzt lag ein Lächeln auf ihrem Antlitz. Zu antworten vermochte sie aber nicht, denn plötzlich schloß sie ihre Augen, und eine neue Ohnmacht war über sie gekommen.

Hathui sprang auf und rüttelte eine der Dienerinnen unsanft an der Schulter. „Hinüber zu meiner Magd Willa!" gebot sie. „Sogleich soll sie zu mir kommen!" Dann setzte sie sich wieder auf das Lager und kühlte die Schläfen der Bewußtlosen mit dem frischen Wasser.

Als die Gerufene erschien, sagte sie: „Du setzt dich hierher, Willa, und bewachst die Kranke. Sie hat sich schwer verletzt. Verlangt sie nach mir, so rufst du mich sogleich. Ich werde ihr dann einen Trank gegen das Fieber brauen."

Damit verließ sie das Gemach. Draußen traf sie auf den Abt Richarius, der während der ganzen Zeit wie eine Wache vor dem Hause auf und nieder geschritten war. „Ist sie tot?"

rief ihr der Greis in großer Aufregung entgegen.

Hathui schüttelte den Kopf. „Sie ist nicht tot, und sie wird auch, so Gott gnädig ist, nicht sterben. Ich habe sie verbunden, habe mit ihr geredet und bereite ihr jetzt einen kühlen Trank."

„Gott sei gelobt, und die Heiligen seien gepriesen!" rief der Abt.

Hathui tat einige Schritte nach ihrer Kemenate hin, aber einer plötzlichen Eingebung folgend, kehrte sie um und sah ihm voll ins Gesicht. „Habt Ihr ein wenig Zeit für mich?" fragte sie.

„Ich habe Zeit! Was wollt Ihr?" erwiderte der Abt, betroffen durch den tiefen Ernst, der in ihren Zügen lag.

„So geleitet mich hinüber zu den Reliquien der hohen Heiligen. Ich möchte Euch beichten."

Hochverwundert folgte ihr der Abt, aber als sie sich eine Viertelstunde später wieder von ihren Knien erhob, war das kluge Greisengesicht fast noch ernster als das ihre. „Ich billige Euer Vorhaben von ganzem Herzen," sagte er. „Nichts ist weiser, als vor der Versuchung zu fliehen, solange es noch Zeit ist. Herr Gero wird einige Wochen beim Könige bleiben. Genest während dieser Zeit die Kranke, so nehmt sie mit Euch. Wo nicht, so ziehet Ihr allein zur Königin Mathildis."

X.

Von seiner Pfalz zu Merseburg aus zog König Otto mit einem gewaltigen Aufgebot sächsischer Mannen nach dem Süden des Reiches, um das trotzige Regensburg zu gewinnen und die bayrischen Großen seinem Bruder, ihrem Herzog, wieder zu unterwerfen. Es war Frühlingszeit, die Wiesen hatten sich schon mit saftigem Grün überzogen, am Wegrande lugten die Veilchen aus dem Grase hervor, und die Blätterknospen der Linden waren dick angeschwollen und standen dicht vor dem Aufplatzen.

Das Fußvolk war schon eine Tagereise vorausgezogen, geführt von einigen Reitergeschwadern, unter denen sich auch Siegfried, Geros Sohn, befand. Der Markgraf geleitete den König aus der Pfalz eine kurze Strecke Wegs, dann wollte er nordwärts ziehen seiner Grenzmark zu, denn unter den Slawenvölkern im Norden und Osten hetzte und schürte Stoinef und suchte einen gewaltigen Brand zu entfachen. Das war ihm vor einigen Tagen durch glaubwürdige Kundschafter zugetragen worden, und seitdem strebte er danach, heimzukehren dorthin, wohin ihn seine Pflicht rief. Er war mit dem Könige von Gröningen nach Wallhausen und Merseburg ge-

ritten, nun aber hatte er Urlaub von ihm genommen und wollte von ihm scheiden.

Die beiden ritten ganz allein dahin. Weit vor ihnen blitzten die Rüstungen der Reiter im Morgenlichte, und erst in einer Entfernung von mehr als hundert Ellen folgte die königliche Leibwache zu Pferde, die den Zug beschloß.

„Nicht zum wenigsten deiner Treue verdanke ich es, daß ich mit einem solchen Heere nach Bayern ziehen kann," sagte der König. „Du hast deine eigene Macht geschwächt, hast mir die Besten deiner Leute gegeben. Ich stehe tief in deiner Schuld, tiefer als früher."

„Groß ist die Gefahr, die von den Wenden droht," entgegnete Gero. „Aber größer ist die Gefahr, die uns die Hunnen bereiten. Und ehe ihre Schwärme nahen, muß das letzte Nest der Empörer im Reiche zerstört sein. Wie sollte ich da zögern, dir zu geben, was du nötig hast?"

„Und du vertraust darauf, daß du die Slawen bändigen kannst mit der Macht, die dir verbleibt?"

„Zuvörderst," erwiderte Gero, „sind sie noch gar nicht gerüstet. Es kann der Erntemonat herankommen, ehe sie fertig sind. Dann werde ich meine Macht mit dem Billunger vereinen und denke wohl, daß ich sie hinhalten kann, bis du, König Otto, mir zu Hilfe heranziehst."

„Ich komme, sobald ich kann. Darauf verlasse dich!“ versetzte der König.

Gero neigte das Haupt. „Daran zweifle ich nicht.“

Eine Weile ritten sie schweigend nebeneinander her. Dann legte der König mit einem Male seine Hand auf den Arm seines Getreuen. „Quält dich etwas, mein Gero?“ fragte er freundlich. „Noch niemals habe ich dich so schweigsam und ernst gesehen wie in diesen letzten Tagen. Bedrückt ein Stein, den ich wegheben kann, dein Gemüt, so sage mir's. Du weißt es, dir erfülle ich jeden Wunsch.“

Der Markgraf antwortete nicht sogleich. Er hielt das Gesicht vom König abgewendet und machte sich an seiner Schwertkoppel zu schaffen. Dann erwiderte er, und seine Stimme klang rauh und gepreßt: „Du hast ein scharfes Auge, König Otto. Wohl ist mein Gemüt beschwert, aber die Beschwerde kannst du nicht hinwegnehmen, und ich meine, kein Mensch wird das können. Ich dachte schon daran, einem Priester zu beichten, um ihn zu befragen. Wir haben zwei in Magdeburg und einen in Frose, die wahre Diener Gottes sind.“

„Ei, hast du eine Sünde auf dich geladen?“ fragte der König erstaunt.

„Nicht getan habe ich eine Sünde, aber ich fürchte, ich begehe sie fort und fort in meinen Gedanken."

„Aber mein Gero!" rief der König vorwurfsvoll, „was ficht deine Seele an! Das Grübeln und Sinnieren wollen wir den Geschorenen überlassen, die in den Klöstern beten. Uns Kriegsleuten ziemen solche Gedanken nicht. Vertraue dich mir an! Sage mir, was dich bedrückt. Du hast keinen bessern Freund auf Erden! Und so es ein Geheimnis ist, so bleibt es verschwiegen, bei meinem Königsworte!"

Der Markgraf wandte sich mit einem jähen Ruck nach ihm um. „Ja, dir allein, König Otto, will ich sagen, was kein Mensch erfahren soll!" rief er laut. Dann hielt er inne, als suche er nach Worten, und endlich stieß er, indem er dunkelrot wurde, zwischen den Zähnen hervor: „Kannst du dir denken, daß mich ein Weib zum Narren gemacht hat?"

Der König hob sich überrascht im Sattel empor. „Sieh an!" lachte er, „das hätte ich kaum noch geglaubt, nachdem du voriges Jahr meinen Rat so ernstlich zurückgewiesen hattest. Aber was ist dabei verwunderlich oder gar sündhaft? Die Weiber sind für uns geschaffen, wie wir für sie. Schämst du dich dessen, daß du ein

Weib begehrst, weil du kein Jüngling mehr bist? Du bist dafür ein ganzer Mann und bist noch lange kein Greis. Und weißt du nicht, daß der große Karl noch als ein Sechziger gefreit hat? Aber sage mir, wer ist die Holde, die dein Herz berückt hat?"

Er lachte abermals und legte vertraulich die Hand auf Geros Schulter. Der aber gab mit schwerem Ernst zurück: „Es ist Hathui, meines Sohnes Verlobte!"

Der König fuhr unwillkürlich zusammen und ließ die Hand von Geros Schulter herabgleiten. Er war so verblüfft, daß er zunächst kein Wort hervorbrachte.

Gero wandte ihm sein Gesicht zu und sah ihm düster in die Augen. „Verstehst du es nun, König Otto, daß ich große Qual im Herzen trage?"

Voll warmen Mitgefühls ruhten des Königs Blicke auf ihm. „Das ist schlimm," seufzte er, „sehr schlimm! Denn was soll daraus werden?"

Gero senkte das Haupt auf die Brust herab und schwieg.

„Du dachtest doch im vorigen Sommer noch nicht an eine Verbindung mit ihr. Wie ist das nun so über dich gekommen?" begann der König nach einer Weile.

„Ich sah mondelang jeden Tag in die Augen, die mir in meiner Jugend geleuchtet, und hörte eine Stimme, die mir in alten Zeiten viel Liebes gesagt hatte. Da war mir's, als würde ich selber wieder jung, als wären alle die Jahre, die dazwischenlagen, ein Traum gewesen, und mein Herz begann wieder zu glühen, wie es glühte, als ich zweiundzwanzig Lenze zählte."

„Hast du ihr etwas davon gesagt?" fragte der König bekümmert.

„Nie ein Wort."

„Meinst du, daß sie es ahnt?"

Gero zuckte die Achseln. „Habe ich meine Zunge stets im Zaume gehalten, so doch schwerlich immer meine Augen. Sie ist klug, und die Gemüter der Frauen ahnen und fühlen ja vieles auf unbegreifliche Weise."

„Und meinst du, daß sie dir geneigt ist?"

Geros Augen flammten auf. „Stünde nicht ihr Gelöbnis zwischen ihr und mir, sie würde noch diesen Mond mein Weib. Dessen bin ich gewiß."

„Dann wirst du sie heimführen!" rief der König laut.

Verwundert blickte ihn Gero an, aber Otto fuhr mit großer Entschiedenheit fort: „Nur die Ehe ist unauflöslich nach den Geboten der Kirche,

und selbst Ehen werden zuweilen gelöst nach Dispens des Papstes in Rom. Und ist es nicht Sitte und Brauch beim Volke der Sachsen, ein Verlöbnis zur Ehe zu lösen, so hat sich das doch auch schon ereignet, und ist eine Sünde dabei, so wird dir der Bischöfe Mund leicht die Absolution gewähren, wenn du im Stift oder Kloster danach begehrst. Dein Sohn aber, der Jüngling, wird eine andere finden und wird sich mit ihr trösten, denn die Jugend vergißt ja so vieles in wenigen Jahren. Männer in unserm Alter tragen viel schwerer daran, wenn ihnen das versagt wird, was sie als ihres Lebens letztes Glück begehren. Du hast so Großes für mich getan und bist mir ein so treuer Freund, daß ich jeden deiner Wünsche erfüllt sehen möchte, und nun vollends diesen großen. Was ich tun kann, dir den Weg zu ebnen, das tue ich. Ist dein Begehren auch ungewöhnlich — unerfüllbar ist es nicht. Ich selbst werde mit deinem Sohne reden und, wenn du willst, auch mit der Jungfrau. Sollten zwei Männer wie wir nicht durchsetzen, was sie wollen? Schlag ein, mein Gero, wir setzen es durch!"

Er bot ihm die Rechte und wandte ihm sein vom Eifer gerötetes Antlitz voll zu. Gero ergriff des Königs Hand mit festem Drucke, aber sein Antlitz blieb so düster wie zuvor. „Ich danke dir,

König Otto," erwiderte er. „Du zeigst dich als mein Freund und Helfer, wie allezeit. Aber du hast zweierlei nicht bedacht. Zum ersten ist diese Jungfrau anders als andere Weiber. Ihr Gelöbnis ist ihr heilig. Und wenn alle Bischöfe der Welt sie davon entbinden wollten, so würde sie sich doch für gebunden erachten."

„Aber wenn dein Sohn selbst zurücktritt?" rief der König dazwischen.

„Zum andern," fuhr Gero fort, „ist mein Sohn von einer tollen, unbändigen Liebe zu ihr erfüllt, sieht nichts anderes als sie in der Welt und fragt nach nichts anderem. Er wird sie also niemals fahren lassen, man müßte ihn denn zwingen."

„Das steht dir zu. Tue es!" sagte der König.

„Soll ich meines Sohnes Leben zerstören?" fragte Gero finster.

„Ich sage dir ja, die Jugend fühlt anders als wir," erwiderte Otto. „Es gibt viele schöne Jungfrauen in Sachsen und Franken und Schwaben."

„Ich habe es am eigenen Leibe verspürt, was es heißt, der Liebe entsagen zu müssen. Der alte Graf Thiadrich war der Mensch, den ich in meinem Leben am glühendsten gehaßt habe, weil er mir seine Tochter entriß. Ich möchte nicht, daß mein Sohn mich also haßte."

„Ich glaube, dein Sohn ist nicht von so zäher Gemütsart wie du," widersprach der König. „Verüble mir's nicht, wenn ich dir's sage. Er ist ein wackrer junger Degen, aber, wie mir's scheint, nicht aus dem harten Holz, aus dem du geschnitzt bist. Er ist viel weicheren Gemütes, so wie seine Mutter war, der er auch in den Zügen seines Antlitzes ähnelt."

Gero nickte. „Du hast recht, König Otto. Aber um so tiefer würde es ihn treffen. Und er ist hitzig und unbedachtsam und verliert leicht den Kopf. Es könnte ein Unglück geschehen, wenn ich ihm mit meiner väterlichen Gewalt entrisse, woran sein ganzes Herz hängt."

Er seufzte tief auf und ließ sein Haupt wieder sinken. König Otto blickte ihn bekümmert an und antwortete nichts auf seine Rede. Schweigend ritten die beiden eine Weile dahin.

Dann begann der König von neuem: „Wir Menschen machen uns Sorgen und schweren Kummer um viele Dinge, und dann fügen es der Himmelsherr und seine Heiligen ganz anders, als wir es dachten und fürchteten. Dein Sohn geht jetzt in einen schweren Krieg. Es werden viele wackere Männer nicht heimkehren. — Wer weiß es, ob nicht auch er unter ihnen sein wird?"

Gero fuhr heftig zusammen, und sein Gesicht

ward weiß. Hart faßte er des Königs Arm. „Worüber sinnst du, König Otto?“ rief er laut. „Willst du den Knaben hinstellen, wo ihm Gefahr droht, auf daß er mir nicht mehr im Wege sei? Wähnst du, so mein Glück zu fördern? Kalt war gestern sein Abschied, als er von dannen zog, denn er wittert in mir den Nebenbuhler. Aber mein Herz hängt an ihm, dem einzigen, den ich noch habe von meinem Blut. Stirbt er, so erlischt mein Geschlecht.“

„Was ficht dich an, mein Gero?“ unterbrach ihn der König verwundert. „Nimmermehr käme mir in den Sinn, so zu tun, wie du argwöhnst. Aber wenn Männer zum Streit ausziehen, liegt es da nicht nahe, zu denken, der eine oder der andere könne nicht wiederkehren?“

In diesem Augenblicke bäumte sich das Roß des Königs so ungestüm empor, daß er beinahe aus dem Sattel geschleudert worden wäre. Wie aus dem Boden gewachsen stand in der Mitte des Weges eine wunderliche Gestalt. Es war ein langer Greis, dem ein schneeweißer Bart über die Brust herniederwallte. Das Antlitz glich fast einem Totenschädel, denn den Wangen fehlte jegliches Fleisch, und die Haut war vertrocknet wie Pergament. Aber aus den tiefen Höhlen funkelten ein paar Augen wie feurige Lichter.

„Heil, König, Heil!“ rief der Alte mit dürrer Stimme in eigentümlich singendem Tone. „Seit frühem Morgen harre ich deiner hier, um dir Sieg zu künden. Der allmächtige Herr des Himmels hat mich gewürdigt, ein Gesicht zu sehen. Ich sah zwei Ströme rinnen, rot von Blut, und ihre Wellen trieben die Leichen heidnischer Männer. Über zwei Felder sah ich dich reiten, wo die Erschlagenen zu Tausenden und aber Tausenden lagen, und Kaiser Karls Krone blitzte auf deinem Haupte, und in den Wolken über dir rauschten die Fittiche Sankt Michaels, des Erzengels. Heil, König, Heil!“

Damit wandte er sich ab und verlor sich in den Gebüschen des Waldes, aus dem er herausgetreten war.

Der König und der Markgraf blickten einander erstaunt an. Ottos Augen leuchteten. „Es war Wigfried, der Alte, der Einsiedler, der ein Heiliger ist, und den Gott mit weissagenden Träumen begnadet. Zweimal habe ich ihn aufgesucht und nicht angetroffen. Nun stellt er sich mir selbst in den Weg und verkündet mir des höchsten Gottes Gnade.“

„Dazu wünsche ich dir Glück, König Otto!“ rief Gero. „Ein Zeichen hast du empfangen, daß Gott mit dir ist und sein Engel, der den Teufel

beſiegen wird am Jüngſten Tage. Tue das dem ganzen Heere kund, es wird jedes Mannes Mut anfachen! Und nun laß mich Urlaub nehmen und heimreiten. Was ich dir vertraut habe, das weiß ich ſicher bewahrt in deiner Bruſt. Was mit mir wird, wiſſen Gott und die Heiligen allein. Ich freue mich auf den Wendenkrieg. Wenn die Roſſe ſchnauben und die Speere krachen, wird mir's leichter ſein, mein Herz zur Ruhe zu zwingen. Fahre wohl und kehre ſiegreich heim!"

Der König beugte ſich zu ihm hinüber, umfing und küßte ihn. „Gott geleite dich und füge alles zum Beſten!" ſagte er bewegt.

Gero blickte ihm noch einmal lange und feſt in die Augen. „Du wirſt den Knaben nicht unnötigen Gefahren ausſetzen?"

„Ich gelobe dir's!" erwiderte der König.

„Rede auch nicht mit ihm über die Sache, ich bitte dich darum!"

„Das gelobe ich dir gleichfalls."

Da erhob Gero noch einmal grüßend die Hand, neigte ſich im Sattel und ritt von dannen.

XI.

Schneller, als er geplant hatte, kehrte Markgraf Gero nach Magdeburg zurück. Er wollte

einige Tage in Alsleben an der Saale verweilen, aber kaum war er dort eingetroffen, als ihn auch schon ein Eilbote des Abtes Richarius ereilte mit der Meldung, es sei eine wichtige Gesandtschaft Pribislaws, des Rugierfürsten, in Magdeburg angekommen. So brach er bereits am zweiten Tage nach seinem Abschied von König Otto wieder nach Magdeburg auf.

Als er die Zinnen und die niedrigen Türme der Stadt von ferne erblickte, begann ihm das Herz in der Brust zu hämmern. Denn er sehnte sich zwar, wieder in Hathuis Nähe zu kommen und den Ton ihrer Stimme zu hören, zugleich aber erschrak er bei dem Gedanken, daß er nun wochenlang mit ihr allein hausen sollte, mit ihr, in der die Welt seine Schwiegertochter und sein Mündel sah, und die er doch insgeheim mit derselben Glut liebte, mit der er einst ihre Mutter geliebt hatte.

Was sollte nun werden? Er fürchtete sich vor sich selbst. Wohl besaß er einen eisenfesten Willen, aber schmolz nicht selbst das harte, kalte Eisen in der Glut des Feuers? Und konnte nicht die Stunde kommen, wo die Glut in seinem Herzen die ehernen Fesseln schmolz, in die er seine Liebe legen wollte? Macht über das Gemüt der Jungfrau besaß er, das wußte er ganz genau. Wenn

er an den langen Winterabenden von seinen Fahrten und Kämpfen, seinen Taten und Abenteuern erzählte hatte, da waren ihre Augen von seinem Antlitz nicht gewichen und hatten oft mit dem Ausdruck schwärmerischer Verehrung an seinen Lippen gehangen. Von da bis zur Liebe war es nicht mehr weit bei Frauen von Hathuis Art.

Aber freilich — damit war sie noch lange nicht die Seine. Ein Gelöbnis stand zwischen ihnen, und sie hielt ihr Wort heilig. Nur dann würde sie einwilligen, ihm anzugehören, wenn sein Sohn selbst sie ihres Gelübdes entband.

War das nun wirklich so ganz unmöglich? Vielleicht hatte doch der König recht mit seiner Meinung, daß die Jugend anders empfinde und leichter vergesse als gereifte Männer. Hathui war das erste schöne Weib, das seinem Sohne begegnet war. Nun zog er an den Hof des Bayernherzogs, wo schöne und anmutige Frauen und Jungfrauen fürstlichen Geblütes in Menge weilten. Da war es immerhin möglich, daß sich hier sein Herz einer anderen zuwandte, und wenn dann der König freundlich mit ihm redete und ihm den Weg ebnete zu einer anderen Verbindung, so konnte es wohl geschehen, daß sich ohne jeden Gewaltstreich die Schicksalsfäden auflösten, die

jetzt so unentwirrbar verschlungen schienen. Dann konnte er nach seinem Glücke greifen, ohne daß er seines Sohnes Glück zertreten mußte.

Der Gedanke berauschte ihn wie starker Südwein und machte ihn beinahe schwindeln. Einsam hatte er gelebt Jahre hindurch wie ein Mönch. Kein Weib hatte er mehr angesehen, seit seine Gattin die Augen geschlossen hatte zum ewigen Schlummer. Jetzt aber war ein Brand in seine Seele gefallen und hatte da ein Feuer entfacht, das nicht mehr zu dämpfen war.

Vorderhand jedoch, das schwur er sich selbst, sollte niemand etwas von dem Sturm merken, der in seinem Innern tobte, am wenigsten Hathui selbst, und als er in den Königshof einritt, zeigte er dem Abte Richarius, der ihn vor der Tür des Königshauses empfing, ein völlig unbewegtes Antlitz.

„Gelobt sei Gott und alle Heiligen, daß Ihr zurückkehrt!“ rief der Abt. „Unheilvolles hat sich ereignet in den letzten Tagen!“

Gero zuckte zusammen, und dann heftete er seine Augen starr auf den Abt. „Ist Hathui —?“ begann er, aber Richarius fiel ihm hastig ins Wort.

„Ihr geht es wohl,“ sagte er schnell, indem er dem Markgrafen einen eigentümlich scharfen

Blick zuwarf. „Ist Euch nicht aufgefallen, daß die Stadt wie ausgestorben ist?“

„Ich sah es mit Befremden, als ich einritt.“

„Das Volk liegt in den Kirchen auf den Knien,“ fuhr der Abt fort. „Denn allzu üble Zeichen hat uns der Himmel gesendet.“

„Was ist geschehen?“ rief Gero und schwang sich vom Pferde.

Herr Richarius bekreuzigte sich. „Greuelvolles. Gestern in der siebenten Abendstunde kamen ungeheuere Schwärme von Krähen und bedeckten alle Dächer der Stadt und der Burg. Wohl eine Stunde saßen sie da, bis es dunkelte, dann flogen sie lautlos, wie sie gekommen, nach Süden zu. Und dann zog hinter ihnen drein aus Mitternacht ein Unwetter, wie ich noch nie eines sah. Es regnete nur wenig, aber der Donner brüllte, und die Blitze zuckten unaufhörlich. Gegen Mitternacht versammelte ich die Brüder in der Kirche, denn ich merkte es immer mehr, daß der Teufel in diesem Wetter war, und ich wollte ihn vertreiben lassen durch frommen Gesang und durch Beten. Da mit einem Male, Herr, fährt eine glühende Kugel durch die Kirche, streift durch die Reihen der Brüder, schleudert ihrer neun auf den Boden und verschwindet mit lautem Knall in der Wand. Von Feuersbrunst blieben

wir verschont, aber drei der Brüder sind nicht wieder zum Leben erwacht, und zwei haben wir als Gelähmte in ihre Betten tragen müssen, sie sind der Sprache beraubt, oder sie haben ihren Verstand verloren, denn sie verharren seitdem in Schweigen."

„Das ist ja erschrecklich!" rief Gero und schlug gleichfalls ein Kreuz. „Wer sind die Brüder, die erschlagen und gelähmt liegen?"

„Tot sind Dedo und Bertram und Wulfhard. Gelähmt liegen Reinbot und Reinhard."

„Sie sind mir alle fünf beinahe fremd, aber ich beklage ihr Geschick," sagte Gero. „Und schlimm und schrecklich ist es besonders, daß sich der Fall in der Kirche zugetragen hat. Wenn die heiligen Mauern nicht mehr vor der Macht des Teufels behüten, worauf sollen wir dann vertrauen? Hat Sankt Mauritius nicht die Macht, sein Heiligtum zu schützen, dürfen wir uns dann darauf verlassen, daß er uns schützt?"

Der Abt wiegte das Haupt bekümmert hin und her. „Ich kann es nicht begreifen," sagte er. „Der Heilige müßte uns ja zürnen, wenn unser Kloster eine Stätte der Sünde und Unzucht wäre. Aber wir alle leben streng nach der Regel, und viele der Brüder führen ein heiliges Leben. Gerade die Erschlagenen waren unter den Besten.

Auch ich, obwohl ich ein unwürdiger Diener Gottes bin, rühme mich, die mir anvertraute Herde so zu leiten, daß ich im Gerichte bestehen kann am Jüngsten Tage. Entsetzen erfaßt mich, wenn ich an das Geschehnis denke, und ich vermag mir's nicht zu deuten. Ich flehe zum Herrn, es möge kein Vorzeichen sein für des Königs Zug wider die Hunnen."

Er schwieg und blickte bedrückt zu Boden. Da trat ein junger Mönch eiligen Ganges an die beiden heran. „Bruder Reinhard hat den Gebrauch seiner Zunge wiedererlangt und wünscht Euch zu beichten, ehrwürdiger Vater. Er scheint ein Sterbender zu sein," meldete er.

Der Abt fuhr aus seinem Sinnen auf. „So verzeiht, Herr, daß ich das Vesperbrot nicht mit Euch nehme. Mich ruft die Pflicht. Ich habe später noch vieles mit Euch zu reden."

Er neigte grüßend gegen ihn das Haupt und schritt schnell dem Ausgange des Hofes zu. Mit düster zusammengezogenen Brauen betrat Gero gleich darauf das Gemach, in dem er zu essen pflegte. Dort war der Tisch mit allerlei Speisen bedeckt, und ein großer Krug, gefüllt mit Bier, war in seiner Mitte aufgepflanzt. Zwei Trinkgefäße und zwei Teller standen bereit, aber niemand war in dem Gemache als die Dienerin, die alles

zurechtgestellt hatte und nun, weiterer Befehle gewärtig, in der Nähe der Tür stand.

Gero setzte sich an den Tisch und griff tüchtig zu, denn der weite Ritt hatte ihn hungrig gemacht. Aber je länger er saß und den Speisen zusprach, um so höher stieg seine Verwunderung. Wo blieb Hathui? Warum kam sie nicht, ihn zu begrüßen und das Mahl mit ihm zu teilen, wie sie es doch bisher stets getan hatte? Sie mußte ihn doch haben einreiten sehen.

„Wo ist die junge Herrin?" fragte er nach einer Weile die Magd.

„Die Jungfrau ist nicht daheim, sie ist weggeritten."

„Weggeritten? Wohin?"

„Das hat mir niemand gesagt," erwiderte sie kurz und mürrisch, wie es ihre Art war.

Gewiß wieder einmal nach Frose, dachte er. Oder vielleicht auf die Reiherjagd. Er aß ruhig weiter, aber dann stieg eine Unruhe in ihm empor.

„Sie hatte doch starkes Geleit bei sich?" fragte er weiter.

„Es waren wohl mehr als zwanzig Pferde, Herr."

Gero lächelte. Sein alter Marschalk Wilko hatte den Befehl seines Herrn mit übergroßer Gewissenhaftigkeit ausgeführt. Er hatte ihm ge-

boten, die Jungfrau nur unter starkem Schutze aus der Stadt hinausreiten zu lassen.

Ein leiser Donner grollte von fern. Gero sprang auf und blickte zum Fenster hinaus. „Sie werden, so hoffe ich, zurück sein, ehe das Wetter kommt," sprach er vor sich hin.

Die Alte mochte seine Worte als eine Frage nehmen, denn sie erwiderte verdrießlich: „Sie sind nun schon fünf Nächte nicht heimgekommen."

„Was," rief Gero, „fünf Nächte? Bist du von Sinnen?"

„Es ist so, wie ich sage, Herr."

„Und du weißt nicht, wohin sie geritten sind?"

„Das hat mir niemand gesagt," wiederholte die Alte.

Gero blickte ein paar Augenblicke schweigend vor sich nieder. Dann schritt er kurz entschlossen zur Tür hinaus. Die Rückkehr des Abtes dauerte ihm zu lange, er wollte drüben in den Frauengemächern die dienenden Mägde befragen.

Als er in den Hof trat, fuhr ihm ein scharfer Windstoß entgegen. Im Osten stand hochgetürmt am Himmel eine finstere Gewitterwand, im Westen ging die Sonne unter und übergoß den Hof mit seinen Gebäuden und das Kloster drüben mit einem glühroten Glanze.

Er ging hinüber nach der Kemenate. Sie war

mit einem ſtarken Holzriegel verſchloſſen, ſonſt unverwahrt. Er ſtieß ihn zurück und trat ein, aber keine Menſchenſeele war in den Räumen; ſie lagen ſtumm und verlaſſen.

Mit leiſen Tritten überſchritt er die Schwelle zu Hathuis Schlafgemach, und hier überkam ihn die Gewißheit, daß ſie nicht nur auf Tage weggeritten war, ſondern das Haus verlaſſen hatte. Denn das gewaltige Kleiderſpind an der Wand war leer, und das kleine heilige Bild der Mutter Gottes, das ſie als ſchutzbringendes Erbkleinod ihrer Mutter ſtets über ihrer Lagerſtätte hängen hatte, war verſchwunden.

Da ſank er vor ihrer Bettſtatt in die Knie und barg aufſtöhnend ſein heißes Antlitz in den weißen Linnen. Sie war geflohen, das empfand er mit untrüglicher Gewißheit. Sie war geflohen vor ihm, weil ſie das Gelübde halten wollte, das ſie ſeinem Sohne gegeben, weil ſie ſich fürchtete, mit ihm allein zu hauſen, weil ſie das ſtumme Werben um Liebe in ſeinen Augen geleſen hatte und ſich nicht die Kraft zutraute, feſtzubleiben. Oh, er hatte ſie richtig eingeſchätzt, nur allzu richtig! Sie war nicht ein Weib wie die meiſten anderen. Sie hielt feſt an ihrem gegebenen Worte, konnte gar nicht anders, auch wenn ihr Herz aufſchrie gegen die beſchworene Pflicht. Sie war

ihm verloren, blieb ihm unerreichbar, auch wenn sie ihn liebte, gab nicht sein Sohn sie frei, entband er sie nicht freiwillig von dem Gelübde, das sie ihm gegeben, als sie noch nicht wußte, noch nicht ahnte, was Liebe sei. Ihm, dem schwachen, törichten Jüngling, war ein Kleinod in den Schoß gefallen, dessen Wert er vielleicht gar nicht zu schätzen wußte, und dennoch würde er es wahrscheinlich trotzig festhalten und nicht daran denken, es freiwillig aufzugeben.

Ein Geräusch von der Tür her schreckte den Knienden aus seinem Brüten auf. Er sprang empor. Auf der Schwelle stand Abt Richarius.

„Ich suchte Euch," begann der Gottesmann mit etwas unsicherer Stimme, aber Gero schnitt ihm die weitere Rede ab. „Sie ist geflohen! Wohin ist sie gegangen? Ihr wißt es!" schrie er.

„Ich weiß es, und ich mache kein Hehl daraus. Sie ist zur Stunde in Quedlinburg bei der alten Königin."

„Was sucht sie dort?"

„Sie hat die Wendin Tossa hingeleitet. Die will sich dort schleiern lassen und den Frieden finden für ihre Seele, den sie ja — Ihr wißt es selber — verloren hatte."

Geros Augen blitzten auf. „So wird sie zurückkehren?"

„Sie kehrt zurück, wenn Euer Sohn sie heimführt, nicht eher!“

„Warum?“

Der Abt neigte das Haupt und schwieg.

„Warum?“ wiederholte Gero in drohendem Tone.

„Ich darf es Euch nicht kundtun. Sie hat mir's unter dem Siegel der Beichte anvertraut.“

Gero sprang mit einem Satze auf ihn zu. Wie eiserne Klammern umkrallten seine Hände des Abtes Schultern. „Ihr werdet mir's sagen!“ schrie er.

Der Priester stieß einen Wehlaut aus, aber dann richtete er sich auf und sah dem Markgrafen fest in die glühenden Augen. „Kommt zu Euch!“ rief er zürnend. „Meint Ihr, ich sei ein Slawe, den Ihr durch Drohen zum Reden bringen könnt? Ihr müßtet mich kennen, müßtet wissen, daß mir das Siegel der Beichte heilig ist!“

Geros Arme sanken herab, und das wilde Feuer in seinen Augen erlosch. Schwer atmend stand er da und rang mit seinem Jähzorn. „Verzeiht mir,“ sagte er nach einer Weile. „Ich vergaß mich.“

Der Abt blickte ihn ernst, fast traurig an und erwiderte: „Ich sehe Euch ins Herz, Markgraf Gero, und ich erkenne, daß Ihr auf einem falschen Wege seid.“

Mit finster zusammengezogenen Brauen hielt Gero seinen Blicken stand, aber er schwieg.

„Soll ich Euch etwas fragen, Markgraf Gero?“ begann der Abt von neuem.

„Fragt!“

„Was wollt Ihr von der Jungfrau Hathui, Eures Sohnes Braut?“

Gero preßte die Lippen fest aufeinander und gab keine Antwort.

„Ich weiß es, was Ihr von ihr wollt, denn Euer Gebaren verrät Euch. Ihr wollt sie Eurem Sohne nehmen und selber sie heimführen als Euer Weib.“

Gero zuckte zusammen, und die Falten auf seiner Stirn vertieften sich. Aber er brach sein Schweigen nicht.

„Keiner sagt Euch die Wahrheit,“ fuhr der Abt fort, „denn Ihr steht für alle zu hoch, als daß sie offen mit Euch reden möchten. Selbst König Otto fürchtet wohl nichts so sehr, als Euch zu verletzen. So hört sie von mir, Eurem Beichtiger. Ich sage sie Euch im Namen des dreieinigen Gottes. Ihr wollt eine edle Maid zwingen, ihr Gelübde zu brechen.“

„Ich will, daß er sie freigibt,“ unterbrach ihn Gero schroff.

„Das tut er schwerlich. Und zwingt Ihr ihn, so zerbrecht Ihr damit sein Leben.“

„Er wird bald vergessen."

„Das wird er nicht! Ihr kennt Euren eigenen Sohn nicht, den ich behütet und erzogen habe, während Ihr auf Kriegszügen waret. Ich kenne ihn und weiß, daß ihm sein Herz zerbricht, wenn er entsagen muß."

„Ich habe auch entsagen müssen, als ich jung war, das wißt Ihr," unterbrach ihn Gero mit harter Stimme.

„Und seid Ihr glücklich gewesen in Eurem Leben, Markgraf Gero?"

Gero schwieg.

„Euer Stummsein sagt genug. Was ein anderer an Euch getan hat, das wollt Ihr nun an Eurem Sohne tun. Aber Ihr frevelt an ihm nicht allein, Ihr frevelt auch an der Jungfrau Hathui!"

„Was erkühnt Ihr Euch!" fuhr Gero auf.

Der Abt sah ihn furchtlos an. „Hört weiter die Wahrheit, die ich Euch sage als ein Mann. Ihr wollt voneinanderreißen, was zusammengehört nach der Bestimmung des allweisen Himmelsherrn. Was wollt Ihr der Jungfrau antun? Sie zählt jetzt zwanzig Lenze, Ihr vollendet im nächsten Mond Euer siebenundvierzigstes Jahr. In zehn Jahren steht sie in ihres Leibes Blüte, Ihr aber seid fast ein Greis. Was wird

dann? Kennt Ihr nicht das Liedlein, das die Schiffer auf der Elbe singen:

‚Beim alten Mann ein junges Weib
Verdorrt an Seele und an Leib —,
Oder sie geht zum — —‘“

„Haltet ein!“ rief Gero heftig. „Bedenkt, von wem Ihr redet!“

„Ich rede von keinem bestimmten Weibe, ich rede von allen. Ich habe viele hundert Beichten von Frauen gehört, von vornehmen und geringen. Die Natur ist bei allen die gleiche.“

Gero wollte eben die Lippen öffnen zu einer scharfen Antwort, aber er verstummte. Ein blendender Blitz zuckte hernieder, dem unmittelbar darauf ein prasselnder Donnerschlag folgte, und zugleich flog die Tür krachend auf. Aber nicht der Wind hatte sie aufgestoßen, sondern in ihrem Rahmen stand ein Gewappneter mit zerhauenem Helm, dem das geronnene Blut an Bart und Harnisch klebte, und der sich nur schwankend auf den Füßen hielt.

Der Markgraf war mit einem raschen Sprunge bei ihm und fuhr ihn rauh an: „Was ist das? Wo kommst du her?“

„Die Wenden haben uns überfallen, Herr. Graf Thiadrichs Schar, die nach Brennabor

zog, ist zersprengt. Wir sind entkommen! Ich suchte Euch — ward hierher gewiesen —"

„Wo ist der Graf?"

„Er hat sich in die Burg Suithleiscrann geworfen, Herr!" keuchte der Knecht. „Dort bedrängen sie ihn. Wir wurden abgeschnitten. Fünfzig erschlagen —" Der Atem ging ihm aus, und er brach zusammen.

Gero betrachtete ihn eine Weile schweigend, dann riß er sein Messer aus der Scheide und zerschnitt das Helmband, um dem Hingesunkenen das Atmen zu erleichtern, damit er schneller zu sich komme. Aber als er sich über ihn beugte, sah er, daß er einen Sterbenden vor sich hatte, denn er blickte in verglasende Augen.

Er machte das Zeichen des Kreuzes über ihn, dann wandte er sich mit sprühenden Blicken dem Abte zu. „Auf denn, zur Rache! Ich reite in einer Stunde mit hundertundzwanzig Geharnischten, die Burg zu entsetzen!"

„In diesem Unwetter?" rief der Abt erschrocken. „Wo die unholden Geister Macht haben in der Luft?"

„Ich fürchte nicht das Wetter und nicht die Unholde in der Luft. Ich reite im Dienste des Himmelsherrn und seiner Heiligen."

„Und Ihr seid schon den weiten Weg von Alsleben heute hierhergeritten!"

Gero lachte hart auf. „Da seht Ihr, daß ich noch kein Greis bin! Ihr seid einer, obschon Ihr nur fünf Jahre älter seid als ich.“

„Und die Gesandten des Rugierfürsten Pribislaw, die auf Euch harren?“

„Mit denen trinke und berate ich morgen abend oder übermorgen, wenn ich heimkomme.“

Er trat hart an den Abt heran und faßte ihn fest an der Kutte auf der Brust. Seine Augen funkelten in einem dämonischen Glanze. „Freut Euch, heiliger Mann!“ rief er mit einem grimmigen Lachen. „Es braust ein Sturm daher, der alle Gedanken an Liebe und Ehe in mir verweht. Ein Jährchen werden wir wohl nun im Sattel bleiben müssen, denn die Wendenschaft steht auf. Falle ich inzwischen, so können sie ja Hochzeit feiern nach Eurem Wunsche!“

„Ihr werdet doch nicht mit Willen —?“ rief der Abt entsetzt.

„Nein, ich werde nicht! Dazu bin ich dem Reiche viel zu nötig. König Otto im Süden, Hermann Billung in der Mitternacht, ich im Morgen — wir drei sind jetzt die Schutzwehren des Reiches. Wehe, wenn eine zerbräche! Gehabt Euch wohl, Abt Richarius! In einer Stunde sprecht Ihr den Segen über uns, die wir zum Wendenkriege ausreiten!“

XII.

In einem kleinen Gemache des bischöflichen Palastes zu Augsburg saß König Otto und schlürfte mit großem Behagen seinen Frühtrunk. Eine große Kanne des gewürzten warmen Bieres, in das ein Ei geschlagen war, stand vor ihm auf dem Tische, und der König selbst füllte aus ihr immer wieder seinen kleinen Becher. Denn es war kein Diener bei ihm, nur der ehrwürdige Bischof Udalrich leistete ihm Gesellschaft. Den Morgentrunk des Königs zu teilen, hatte der Greis abgelehnt. Er erklärte, er wolle nachher noch eine Messe lesen und müsse deshalb nüchtern bleiben. In Wahrheit aber hatte er ein Grauen vor dem Warmbier, das die Sachsen zu genießen pflegten, wollte es aber nicht sagen, um den König nicht zu kränken. Schweigend saß er ihm gegenüber, ließ unablässig die Hand über seinen langen weißen Bart gleiten und harrte in Geduld, daß der König mit ihm ein Gespräch beginne.

Das hatte gute Weile, denn König Otto liebte es nicht, während des Frühtrunkes viel zu reden. Endlich aber, nachdem die Kanne bis über die Hälfte geleert war, lehnte er sich in seinen Sessel zurück, und indem er den Bischof nachdenklich ansah, begann er: „Wißt Ihr, Ehrwürdiger, was

mich am meisten davon überzeugt, daß alles in der Welt nach dem Plane Gottes geschieht und nichts aus Zufall?"

Der Bischof blickte erstaunt auf ihn, aber ehe er den Mund zu einer Antwort öffnen konnte, fuhr der König fort: „Es ist die Gabe des Weissagens, die manchen Menschen verliehen ist. Denn wie könnten sie vorher wissen, was in der Zukunft geschehen wird, wenn nicht alles fest bestimmt wäre im voraus?"

„Das ist ohne Frage richtig," erwiderte der Bischof, „aber wie kommt Ihr darauf, Herr König? Plagen Euch Zweifel?"

„Ich komme darauf," sagte König Otto gedankenvoll, „weil ich es in diesen Tagen erlebt habe, daß eine Weissagung in Erfüllung ging. Bei meiner Pfalz zu Merseburg lebt ein Einsiedler im Walde, ein uralter heiliger Mann, der schon oft vorausgesagt hat, was geschehen soll. Der trat mir in den Weg, als ich zum Kriege auszog, und rief mir zu, er habe zwei Flüsse gesehen rot von Blut und voll von den Leichen erschlagener Männer und mich über das weite Feld reitend mit der Krone auf dem Haupte, die der große Karl getragen. Und war nicht vor drei Tagen der Lech rot von Blut, und schwammen nicht Tausende toter Hunnen, von der Flut ge-

tragen, den Lech zur Donau hinab? Und als ich über das Schlachtfeld ritt, über mir die Fahne mit Sankt Michaels Bild, da begrüßten mich die Krieger als Kaiser. Sachsen und Schwaben, Bayern und Franken — alle jubelten mir als Kaiser zu. Was soll das werden? Sollte Gott wirklich wollen, daß ich erneuere, was nach dem Tode des großen Karl zerfiel? Sollte ich dazu bestimmt sein, der Herr der Christenheit zu werden?"

Der Bischof erhob sich, und seine Augen glänzten. „Ihr habt die Christenheit befreit von ihrem gefährlichsten Feinde!" rief er. „Ihr habt auf dem Lechfelde getan, was Karl der Hammer getan hat wider die Mauren vor mehr denn zweihundert Jahren. Ihr seid der Schirmherr der Christenheit, so seid auch ihr oberster Gebieter! Zieht über die Alpen, Herr, und laßt Euch zu Sankt Peters Dom die Krone aufs Haupt setzen! Wahrlich, sie gebührt dem, der den Erbfeind der Christenheit gebändigt hat."

Der König blickte ihm gedankenvoll in das begeisterte Antlitz, aber er schwieg. Daher fuhr der Greis feurig zu reden fort: „Eine große Aufgabe harrt Euer im Welschland, König Otto. In der heiligen Stadt gebieten schandbare Weiber. Ihre Kreaturen raufen sich um Sankt Peters Stuhl. Das Haus des Herrn ist zur Mördergrube ge-

macht worden. Da greift mit eiserner Hand hinein! Wenn Ihr die Krone Karls tragt, so könnt Ihr das. Reinigt das Heiligtum von der Befleckung, sorgt dafür, daß ein Würdiger geistlicher Vater der Christenheit werde! Erlebte ich das, so wollte ich sprechen wie der greise Simeon in der Schrift: Herr, nun lässest du deinen Knecht hingehen in Frieden, denn meine Augen haben dein Heil gesehen!"

Wie ein Verzückter stand er da, beide Hände zum Himmel erhoben. Aber König Otto schwieg noch immer, und erst nach einer langen Pause sprach er bedächtig: „Ihr malt glänzende Bilder und redet von hohen Dingen, und wohl lockt es mich, nach der heiligen Krone zu greifen. Vorderhand aber harren meiner näherliegende Pflichten. Ich breche übermorgen auf mit meinem Heere, aber nicht über die Alpen führe ich es, sondern nach Norden, gegen die empörten Wenden. Hermann der Billunger hat noch Leute genug, sich ihrer zu erwehren, aber Gero, der getreue Mann, hat mir so viele seiner Mannen abgegeben, daß er nur mühselig sich im Felde behauptet. Wäre er nicht so über die Maßen klug, so wäre er längst erlegen. Er hat es verstanden, die Rugier gegen ihre Stammesgenossen aufzuwiegeln und einen Bund mit ihnen zu machen. Wie ihm das ge-

glückt ist, weiß ich nicht. Aber als Stoinef sein großes Heer gegen Magdeburg heranwälzte, da mußte er plötzlich zurückgehen, denn die Rugier fielen in sein Land ein. So hat sich Gero gehalten über zwei Monate lang. Nun aber hat Stoinef die Rugier aus seinem Lande gejagt und kann sich wieder gegen ihn wenden. Hilfe tut ihm dringend not, und ich bin sie ihm schuldig, denn ohne die Krieger, die er mir überlassen hat, wäre ich vielleicht gar nicht der Hunnen Herr geworden. Auch habe ich sie ihm gelobt, und ich halte mein Wort."

„Und werdet Ihr, wenn Ihr die Wenden überwältigt habt, gen Rom ziehen?"

„Daran denke ich ernstlich. Wem Gottes Gnade Großes gelingen läßt, der muß immer Größeres wollen!"

„Dafür seid gesegnet, König! Alle deutschen Bischöfe beten zu Gott, es möge dem Ärgernis in Rom ein Ende gemacht werden. Das kann nur, wer der Kaiser der Römer ist und damit der höchste Herr der Welt."

Der König nickte. „Da habt Ihr wohl recht. Aber ehe nicht Ruhe ist an den Grenzen des Reiches, ziehe ich nicht über die Alpen. — Was willst du?" wandte er sich an den eintretenden Kämmerer.

„Herr, die Helden harren draußen, die des Herrn Königs Hoheit zu dieser Stunde befohlen hat.“

„Die Arbeit beginnt,“ sagte der König. „Ich fertige die Boten ab, die unseres Sieges Kunde zu meinen Anverwandten tragen sollen. Graf Richwin reitet zu meiner Mutter, Held Eberhard nach Köln zu Bruno, meinem Bruder, Held Siegfried, Geros Sohn, zu meinem kranken Bruder Heinrich, der nun wieder in seinem Regensburg sitzt. Gehabt Euch wohl, Ehrwürdiger, wir sehen uns zu Tische wieder.“

Der alte Bischof erhob die Hand segnend gegen den König und schritt zur Tür hinaus. „Rufe mir zuerst den Helden Siegfried!“ gebot der König dem Kämmerer.

Einige Augenblicke später trat Siegfried in das Gemach, beugte das Knie und erwartete dann, nachdem er sich rasch wieder erhoben hatte, dem König frei ins Gesicht sehend, dessen Anrede. Mit Staunen sah König Otto, wie sehr in den letzten Wochen Antlitz und Haltung des Jünglings sich verändert hatten. Um Jahre gereift erschien er ihm. Über den ehemals so weichen Zügen des jugendlichen Gesichtes lag jetzt ein Ausdruck des Trotzes und der Entschiedenheit, den er noch niemals wahrgenommen hatte. Wie

doch ein paar Monate voller Gefahren und Heldenarbeit den Menschen verwandeln! dachte er. Wahrlich, er sieht seinem Vater ähnlicher als früher jemals.

Er legte ihm gütig die Hand auf die Schulter und sprach: „Es ist mir eine große Freude, mein Patenkind loben zu können. Du hast dich in der Schlacht gehalten wie deines Vaters echter Sohn. Daß Bulzuk gefangen ward, der Hunnen oberster Fürst, ist dein Verdienst. Ich möchte dich auszeichnen, Siegfried, möchte, daß du hoch emporkommst in der Welt. Ich möchte das um deines Vaters willen, der mein Freund ist, und weil ich sehe, daß du gut einschlägst. Und es bietet sich dir ein Weg dazu. Ich schicke dich als Boten unseres Sieges an meinen Bruder Heinrich nach Regensburg. Dort lebt Jutta, meine Base. Du hast sie gesehen. Wie gefällt sie dir?“

„Sie ist sehr schön,“ erwiderte Siegfried, der gar nicht ahnte, wo der König hinauswollte.

„Wer diese Jungfrau heimführt,“ fuhr Otto fort, „gewinnt nicht nur ein schönes und tugendhaftes Weib, sondern auch einen gewaltigen Brautschatz und wird ein Glied des Königsgeschlechtes.“ Er sah den Jüngling listig von der Seite an. „Ich habe ihre Hand zu vergeben. Merkst du noch nichts?“

„Ich verstehe des Herrn Königs Worte nicht," sagte Siegfried verwundert.

„Dann bist du nicht so schnell von Verstand, wie ich dachte. Wisse, ich habe sie dir zugedacht, um dich reich zu machen und dich zu ehren!"

Siegfried trat unwillkürlich einen Schritt zurück, und eine hohe Röte schoß ihm ins Antlitz. „Es ist dem Herrn König bekannt, daß ich eine Braut in der Heimat habe," sprach er mit bebender Stimme.

„Mein lieber Siegfried," sagte der König sehr freundlich, „laß mich offen mit dir über die Sache reden. Als du um die Jungfrau Hathui warbst, war sie in großer Bedrängnis. Das weißt du ja. Sie mag deshalb einen Retter aus der Not in dir gesehen haben. Sie bedang sich ein Jahr aus, ihre Mutter zu beweinen, ehe sie dein Weib werden wollte. Nach überschwänglicher Liebe zu dir sah das nicht aus, wie du selber einsehen wirst. Ich meine, es würde ihr das Herz nicht brechen, wenn das Verlöbnis gelöst würde, wie es schon manchem Verlöbnis ergangen ist. Sie findet wohl leicht einen anderen, und du kommst zu hohen Ehren durch die neue Verbindung, zu der ich dir alle Wege ebnen will. Wie denkst du darüber, mein lieber Sohn? Ich selbst würde auch mit Hathui reden, wenn ich wieder nach Sachsen komme."

Er hatte während seiner Rede vermieden, den Jüngling anzusehen, und als er ihm nun sein Antlitz zuwandte, erschrak er. Denn Siegfrieds Gesicht war wie in Blut getaucht, der Mund zu einem höhnischen Grinsen verzerrt, die Hände hatte er zu Fäusten geballt. Schneidend kam es nach ein paar Augenblicken über seine Lippen: „Ich weiß, in wessen Auftrage Ihr redet, Herr König."

„Ich rede in niemandes Auftrage," erwiderte der König halb unwillig, halb erschrocken über den Sturm, den er im Gemüte des jungen Mannes entfesselt hatte. Gerade ihn hätte er solcher Leidenschaftlichkeit nie für fähig gehalten. Aber noch mehr erschrak er, als Siegfried nun plötzlich fragte: „Hat Euch nicht mein Vater gebeten, mit mir darüber zu reden?"

„Nein," erwiderte er, und er sprach die Wahrheit, denn Gero hatte ihn gebeten, nicht mit seinem Sohne über seine Liebe zu reden. Aber daß der Jüngling von der Liebe seines Vaters wußte, das machte ihn bestürzt und unsicher. Trotzdem fragte er möglichst harmlos: „Was soll das? Wie kommst du darauf?"

Ein heiseres Lachen war die Antwort. Dann rief Siegfried: „Verstellt Euch nicht, Herr König! Ihr wißt, was mein Vater will. Hat er nicht

mit Euch geredet über Hathui? Sagt mir, wenn Ihr es könnt, daß er nicht mit Euch geredet hat. Wißt Ihr nicht, daß er sie liebt?"

Die Wendung kam dem König sehr ungelegen, denn das Lügen war ihm ein Greuel. Er richtete sich auf und sagte im strengen Tone: „Mäßige dich und komme zu dir! So redet man nicht mit dem Könige. Ich habe dir keine Rechenschaft zu geben von dem, was dein Vater mit mir geredet hat."

Aber Siegfried war ganz außer sich. Wochenlang hatte er sich in Eifersucht verzehrt gegen seinen Vater und hatte doch mit keinem Menschen darüber sprechen können. Die tollsten Bilder waren ihm durchs Hirn gegangen. Manchmal war er drauf und dran gewesen, das Heer des Königs zu verlassen und heimzueilen, weil ihn der Gedanke folterte, Hathui mit seinem Vater allein zu wissen. Erst als er gehört hatte, daß sein Vater im Wendenkriege sei, war er ruhiger geworden. Aber bei dem ersten Worte des Königs war die Eifersucht mit ungeheurer Wucht wieder über seine Seele hereingebrochen und beraubte ihn fast des Verstandes. Daß es der König war, zu dem er redete, schien er völlig vergessen zu haben. Seine Leidenschaft ging mit ihm durch wie ein wild gewordenes Pferd. Von seinen Lippen sprudelten in wirrem Durcheinander

heiße Beteuerungen seiner Liebe und heftige Klagen und Anklagen gegen seinen Vater, der ihm rauben wollte, woran sein Herz hing.

Dem Könige war zumute wie einem Manne, der beim Graben auf dem Felde unwissentlich auf einen unterirdischen Strom stößt und plötzlich einen Quell entfesselt, den er nicht mehr verstopfen kann, obwohl er sieht, daß er fruchtbares Land mit Sand und Geröll unheilvoll überflutet. Es reute ihn, daß er diesen Ausbruch eifersüchtiger Liebesbeteuerungen hervorgerufen hatte, und es ärgerte ihn, daß sein glänzendes Anerbieten von dem Verblendeten ohne allen Dank zurückgewiesen wurde, und vor allem empfand er ein tiefes Bedauern bei dem Gedanken an Gero. Denn das mußte ein Blinder sehen: an einen freiwilligen Verzicht Siegfrieds auf Hathui war nicht zu denken. Entweder mußte Gero seinem Glücke entsagen, oder er mußte seinem Sohne mit Gewalt die Braut entreißen, und dann wurde dieser Tollkopf, wenn er sich nicht in seinem halben Wahnsinn das Schwert ins Herz rannte, für immer seines Vaters Todfeind. Dann wurde dem treuen Manne, das wußte der König genau, sein Glück vergällt, denn Gero hatte seine beiden Söhne von jeher mit heißer, fast unvernünftiger Zärtlichkeit geliebt, und nach dem Tode des

Ältesten war der einzige, der ihm blieb, ihm doppelt ans Herz gewachsen. Und nun stand dieser Sohn vor dem Könige und verklagte seinen Vater mit bitteren Worten.

Zorn und Trauer über das Schicksal seines Freundes quollen in der Seele König Ottos empor und rissen ihn hin, eine Unwahrheit zu sagen und eine Torheit zu begehen. Er beschloß, den Groll des Eifersüchtigen von seinem Vater abzulenken und ihn sich selbst zum Feinde zu machen. Darum unterbrach er seine wild daherströmende Rede und rief in noch strengerem Tone als vorher: „Schweige! Du sprichst wie ein Trunkener oder wie ein Narr! Was ist das für ein Geschwätz! Was sollte dein Vater zu schaffen haben mit Hathui, Graf Wichmanns Tochter! Ich will, daß du ihr entsagst, nicht er will es. Du sollst sie nicht heimführen, die zweier Geächteten Schwester ist! Ich will es nicht, daß du versippt wirst mit Wichmann und Eckbert, die das Reich verraten haben und bei den Slawen weilen, deines Vaters und meinen Feinden! Sie könnten deine unerfahrene Jugend mißbrauchen und dich auf ihre Seite ziehen. Ich, dein König, befehle dir, daß du ihr entsagst, und will, daß du Jutta, meine Base, heimführst an ihrer Statt! Hörst du? Ich gebiete dir's!"

Siegfried war bei dem rauhen Anruf des Königs verstummt und hatte seine weiteren Worte in trotzigem Schweigen angehört. In demselben trotzigen Schweigen verharrte er auch, als der König geendet hatte. Plötzlich aber fuhr er auf, warf dem Könige, der ihn ernst und vorwurfsvoll ansah, einen wilden, haßlodernden Blick zu und stürzte mit einem gellenden Lachen aus dem Gemache.

Bestürzt starrte der König ihm nach. Einen Augenblick durchzuckte ihn der Argwohn, der Jüngling sei vielleicht irrsinnig geworden, aber dann kam ihm eine Erinnerung an seine eigene Jugend, und er verstand ihn mit einem Male. Hätte jemand vor zwanzig Jahren ihm die blonde Edith, des Angelnkönigs Tochter, entreißen wollen, er hätte ihn gehaßt als seinen tödlichsten Feind, und wäre es sein eigener Vater gewesen. So waren die jungen heißblütigen Menschen nun einmal. Wenn die Liebe sie packte, so wurden sie toll wie die Hirsche des Waldes, die auf Leben und Tod um die Hindin kämpfen.

Er seufzte tief auf, und heftiger noch als vorher faßte die Reue sein Herz, daß er in eine Angelegenheit eingegriffen hatte, in der sein Königswille nichts vermochte. Dem Gelöbnis, das er Gero gegeben, hatte er nicht eigentlich zuwider-

gehandelt, denn er hatte von seiner Liebe zu Hathui nichts verraten, aber es war ihm doch, als sähe er die Augen seines Getreuen mit einem vorwurfsvollen Ausdruck auf sich gerichtet. Denn er fühlte es tief: genützt hatte er ihm nicht, trotz seines guten Willens, sondern vielleicht schwer geschadet.

Er seufzte nochmals. Was sollte nun geschehen? Zwingen konnte er Siegfried nicht, von der abzustehen, die ihm verlobt war. Der Jüngling war mündig, hatte ein stattliches Erbgut von seiner Mutter her, und einem freien Sachsen und vollends einem aus so edlem Blute, konnte niemand wehren, sich zur Gattin das Weib zu erküren, das ihm gefiel. Hier endete auch des Königs Machtgebot. Aber er wollte ihn noch einmal zu sich rufen und noch einmal mit ihm reden und ihm einen Eid abfordern, sich kein Leid anzutun und sonst nichts Übereiltes zu unternehmen.

Er sandte sofort den Grafen Richwin, der gleich darauf in das Gemach trat, aus, den Entflohenen zu suchen. Aber nach einigen Stunden kam der Graf zurück und meldete, er habe ihn nirgendwo getroffen. Gegen Abend erst erfuhr König Otto, daß Siegfried, Geros Sohn, das Lager verlassen habe und mit wenigen Knechten

nach Norden zu geritten sei. Sogleich schickte er zwanzig Reiter nach. Die sollten ihn seiner Gnade versichern und ihn gütig zur Rückkehr bewegen. Aber gegen Mitternacht kehrten sie heim und hatten keine Spur von ihm gefunden. Da gab der König das weitere Suchen auf, denn er erkannte, daß es nutzlos sei. Als er dann mit dem Heere nach Norden zog, hoffte er jeden Tag, der Flüchtling werde sich von selbst wieder einfinden; aber die Hoffnung trog ihn, Siegfried war und blieb verschwunden.

XIII.

Zwei Monate nach der großen Hunnenschlacht auf dem Lechfelde stand König Ottos Heer vor dem Flusse Recknitz im Slawenlande. Es hatte sich mit der Schar Geros vereinigt und war sengend und brennend in das Land der Obotriten eingefallen, das Slawenheer, das unter Stoinefs Befehl stand, beständig vor sich herjagend. Schon höhnten die Krieger des Königs, sie würden in wenigen Tagen die Feinde ins Meer treiben, auf daß sie dort den Fischen zur Beute fielen. Da mit einem Male stockte ihr Vormarsch, und sie gerieten in schwere Bedrängnis.

Tagelang war das Heer des Königs hinter

den weichenden Slawen her eine Straße gezogen, die links und rechts von Sümpfen begrenzt wurde. Nun lagerte es vor dem Flusse und konnte nicht hinüber. Denn die Recknitz war durch heftige Gewitterregen hoch angeschwollen, und jenseits stand auf einer Anhöhe über dem sumpfigen Ufer das gewaltige Heer der Obotriten, Tollenser, Circipaner und Wilizen, das Stoinef zusammengebracht hatte. Ein Versuch, den Fluß zu überschreiten, war fehlgeschlagen. Nachdem viele wackere Männer in den Wellen und durch den Pfeilhagel der Slawen den Tod gefunden hatten, war es dem Könige klar geworden, daß er hier nur unter den schwersten Verlusten durchbrechen könne, und er hatte befohlen, den Angriff einzustellen. Dann hatte er angeordnet, ein Lager aufzuschlagen, denn das Heer war erschöpft, Menschen und Rosse bedurften der Ruhe. Ein Überfall war schwerlich zu besorgen, da die Slawen nicht über den Fluß herüberkonnten. Zu beiden Seiten deckten die Sümpfe, und der Weg, auf dem das Heer herangezogen war, wurde durch dreifach hintereinanderliegende Verhaue gesperrt.

Man stand schon tief im Herbst, und so brach die Nacht bald herein. Die ermüdeten Krieger wickelten sich in ihre Mäntel und streckten sich

neben die glimmenden Wachtfeuer zum Schlafen aus, die Vornehmeren übernachteten unter Zelten. Schon in der zehnten Stunde war das ganze Lager wie tot und ausgestorben, nur der Tritt der Wachen und hin und wieder ein Stampfen und Aufwiehern der Pferde war hörbar.

Das Königszelt war auf einer Bodenerhöhung aufgeschlagen, die fast in der Mitte des schlafenden Heeres lag. Es wurde von einem Kranze hell leuchtender Wachtfeuer umgeben, und um sie herum lagerten Geros auserlesene Mannen und dreißig Bogenschützen aus Thüringen. Sie bildeten für diese Nacht die Leibwache des Königs.

In leisem, aber sehr lebhaftem Gespräch saßen König Otto und Gero inmitten des Zeltes, das durch brennende Kienspäne notdürftig erhellt wurde. Die beiden berieten miteinander, was nun werden sollte. Des Königs Gemüt war von der tiefsten Besorgnis niedergebeugt, denn ein Rückzug deuchte ihm ebenso schmachvoll wie gefährlich zu sein. Bei sinkender Sonne hatten Reiter die Kunde gebracht, daß zwei Tagereisen im Rücken des Heeres an einer engen Stelle des gangbaren Weges zwischen den Sümpfen die Nachhut, die man dort zurückgelassen hatte, von den Slawen überfallen worden sei. Sperrte der Feind dort die Straße durch Gräben und Wälle aus Erde

und Baumstämmen, so war der Durchbruch sehr schwierig zu erkämpfen.

„Wir sind in eine Falle geraten, mein Gero!“ klagte der König. „Wir, zwei kriegskundige Männer, sind in die Falle gelaufen, die uns Stoinef, der Schuft, gestellt hat! Wie kommen wir wieder heraus? Der Hunnen bin ich Herr geworden! Soll ich nun den vermaledeiten Wenden erliegen? Hätte ich auf dich gehört, der du die Schlauheit und Tücke dieses Volkes kennst! Du warntest mich, dem Heere des Stoinef zu folgen. Oh, wären wir da von dem Wege abgebogen, wo du es wolltest! Was tun wir nun? Sollen wir fliehen vor Stoinef, dem Wendenfuchse?“

Während der König so fragte und klagte, hatte Gero vollkommen unbewegt dagesessen. Jetzt wandte er ihm sein Antlitz zu und sagte ruhig: „Noch ist die Schmach zu wenden, König Otto. Ich habe einen Plan, der uns, wie ich denke, gelingen wird.“

Er erhob sich. „Strecke dich auf dein Lager, König Otto, denn du bedarfst des Schlafes. Ich gehe jetzt zu den Rugierfürsten, die im Lager sind, um mit ihnen zu reden. In einer Stunde hörst du von mir. Ich denke, ich bringe dir willkommene Kunde!“

„Mögen die Heiligen mit dir sein!“ rief der

König und geleitete ihn zur Tür des Zeltes hinaus.

Langsam, in Gedanken versunken, wandelte Gero durch das Lager dahin, wo das Zelt der Rugierfürsten stand, die mit einer starken Reiterschar erst im Laufe des Tages zum Königsheer gestoßen waren. Rings um das Zelt lagen die Wachen auf der Erde, die Feuer waren niedergebrannt bis auf eins. Neben ihm stand, aufrecht auf seinen Spieß gelehnt, ein Kriegsmann von auffallend hoher Gestalt. Als er den Heranschreitenden gewahrte, trat er ein paar Schritte zurück ins Dunkel.

„Wecke mir die Fürsten Drogo und Seligast," wandte sich Gero an ihn in der Sprache der Slawen.

„Sie wachen im Zelte, Herr!" klang es zurück, und der Kriegsmann schritt weiter ins Dunkel hinein.

Gero blickte ihm verwundert nach. Wer war das? Er schien eher ein Sachse zu sein als ein Slawe, obwohl er in der Sprache dieses Volkes Antwort gegeben hatte, und die Stimme hatte ihm wunderlich bekannt geklungen.

Aber Gero hatte keine Zeit, Gedanken nachzuhängen. Er trat in das Zelt, in dem die beiden Rugierfürsten würfelnd und trinkend einander gegenübersaßen.

Leise verhandelte er mit ihnen wohl eine halbe Stunde lang. Als er, von den beiden gefolgt, wieder ins Freie trat, umspielte ein zufriedenes Lächeln seine Lippen. „Laßt Euch nicht stören, Freunde," sagte er zu den beiden Slawen und verabschiedete sie durch einen festen Händedruck. „Ich gehe jetzt zum Könige und werde ihm Euch und Eures Volkes Kunst zu rühmen wissen."

Er schritt wieder auf das Königszelt zu, aber in der Mitte des Weges bog er plötzlich ab, denn es war ihm ein neuer Plan aufgestiegen, den er sogleich zur Ausführung bringen wollte. Hinunter nach dem Flusse ging er, wo die Wachen standen und nach der anderen Seite hinüberspähten. Die schmale Sichel des untergehenden Mondes stand am Himmel und übergoß die Gegend mit einem matten, fahlen Lichte, bei dem aber doch die slawischen Wachen in ihren weißen Mänteln drüben wohl zu erkennen waren.

Gero trat nahe an das Ufer heran, legte beide Hände an den Mund und schrie hinüber: „Hoiho, hoiho!"

Ein Gegenruf antwortete.

„Komm heran!" rief Gero.

„Was wollt Ihr? Wer seid Ihr?" klang es zurück.

„Ich bin Gero, der Markgraf und Herzog, ich will reden mit Stoinef, deinem Gebieter."

Ein Gemurmel mehrerer Stimmen ward von drüben hörbar. Die Wenden waren offenbar in Streit geraten über die Antwort, die zu geben war. Endlich verstummte das Geräusch, und eine Stimme rief: „Wir holen ihn! Wartet eine Weile!“

Gero ließ sich auf einen Weidenstumpf nieder und machte sich darauf gefaßt, lange warten zu müssen, denn nach seiner Meinung mußten die Fürsten der Slawen zu dieser Zeit berauscht sein oder schon schlafen. Aber zu seiner Verwunderung tönte sehr bald die scharfe, helle Stimme Stoinefs herüber und fragte, was er begehre.

„Ich möchte zuvörderst eine Frage an Euch richten, Fürst Stoinef.“

„So fragt!“

„Ihr seid der Klügste der Fürsten, die gegen uns in Waffen stehen, und darum haben Euch die Euren zu ihrem Heerkönig erwählt. So bietet alle Klugheit auf und gebt mir sodann Antwort auf die Frage: Meint Ihr im Ernste, Ihr könntet den König besiegen, der vor wenigen Monden das ungeheure Heer der Hunnen geschlagen hat? Stünde ich allein hier oder sonst einer seiner Diener, so könntet Ihr ja vielleicht hoffen, den Sieg zu gewinnen. Aber wie möget Ihr hoffen, den König selbst zu überwinden?“

Der Wendenfürst stieß ein scharfes Gelächter aus. „Wir haben ihn schon besiegt, denn wir haben ihn und Euch gefangen. Der Bär und der Wolf sind in der Falle. Ihr könnt nicht rückwärts und nicht vorwärts, und bleibt Ihr liegen, wo Ihr liegt, so tötet Euch der Hunger, oder die Seuche erfaßt Euch, die aus den Sümpfen steigt. Das wißt Ihr gar wohl, Gero. Wenn Ihr nicht verzweifeltet an Eurem Heile, so wärt Ihr nicht gekommen, mit mir zu reden!"

„Vielleicht täuschest du dich!" gab Gero kalt zurück. „Der Fluß ist jetzt hoch geschwollen, aber kommen nicht neue Regengüsse, so kann er schnell fallen, und dann dringen wir durch die Flut."

„Da möget Ihr lange harren. Bis dahin geht Euch das Brot aus und das Futter für die Rosse."

„Gott und seine Heiligen haben schon manches Wunder getan."

„Wir lachen über Euren Gott und Eure Heiligen."

„Du dürftest ihre Macht bald erkennen und ihre Strafe fühlen, wenn du nicht morgen früh tust, was ich dir jetzt sage: Unterwirf dich dem Könige, dem du vor Jahresfrist Treue gelobt hast, und ich will ihn vermögen, daß er Gnade walten läßt über dich und deine Gesellen."

Von drüben erscholl ein noch gellenderes Gelächter als vorher. Dann schrie Stoinef: „Die Göttin der Dummheit hat dein Hirn umnebelt, edler Gero! Du, der Gefangene, drohst dem Sieger und forderst ihn auf zur Übergabe! Ward je solch eine Narrheit gehört? Denkst du, ich sei ein Kind, daß du kindisches Geschwätz an mich richtest? Meinst du, mir so zu entweichen? Nein, Wolf Gero, du entgehst mir nicht! Die Rache kommt über dich. Du hast meine Freunde erschlagen und Wara, meine Burg, verbrannt, das sollst du büßen, alter Hund!“

In Gero kochte der Zorn auf bei diesen Worten des Wendenfürsten, aber er vermied es, schmähende Worte zu erwidern, und rief laut: „So fühle denn, wenn du nicht hören willst! Wir haben hier Bäume genug, um starke Flöße zu zimmern, und damit kommen wir über den Fluß, wenn morgen nicht, dann übermorgen. Dann wirst du sehen, was dein Volk gegen Gottes Volk vermag!“

„Ich wünsche dir viel Glück dazu, Narr!“ rief Stoinef höhnend. „Hast du sonst noch etwas zu sagen?“

„Nein, krieche in deinen Bau, wendischer Fuchs!“ gab Gero zurück und sprang hinter einen Baum. Diese Vorsicht erwies sich als höchst nützlich, denn gleich darauf fuhren drei

oder vier Slawenpfeile zischend an ihm vorüber, denen noch mehrere folgten. Dabei ließen die wendischen Schützen ein wildes Geschrei ertönen.

Erst als drüben alles still geworden war, wandte sich Gero und schritt zurück zum Königszelte.

König Otto hatte sich auf sein Lager hingestreckt, fuhr aber sogleich empor, als sein Getreuer eintrat. „Wie steht es?“ rief er ihm entgegen. „Setze dich zu mir und sprich!“

Gero ließ sich nieder, und nachdem er den Helm abgelegt hatte, begann er: „Mein Plan scheint gut zu sein. Ich meine, wir werden der Gefahr entrinnen und den Wenden einen bösen Tag bereiten. Ich habe eben über den Fluß mit Stoinef, dem Fürsten der Heiden, geredet.“

Der König machte eine Gebärde der Verwunderung und blickte ihm gespannt ins Antlitz.

„Ich tat es, um ihn zu täuschen. Denn ich sagte ihm, wir würden alle Bäume fällen, die hier stehen, und Flöße zimmern und über den Fluß kommen. Woran ich nicht denke.“

„Und woran denkst du?“

„Ich denke so: Vorwärts können wir nicht und rückwärts schwerlich, aber seitwärts bleibt uns ein Ausgang. Zwei bis drei Meilen von hier biegt ein Weg ab durch die Sümpfe, die Rugier kennen ihn und sagen, er sei haltbar und

fest. Er führt an den Fluß. Der macht dort eine Krümmung und ist doppelt so breit als hier, fließt aber dafür ganz langsam. Morgen den ganzen Tag zimmern wir kleine Flöße, offen vor den Augen der Wenden. Das wird Stoinef bestärken in dem Wahn, den ich ihm einflößte, daß wir hier über den Fluß wollen. Aber in der nächsten Nacht schaffen wir alle die Flöße fort nach jener Krümmung des Flusses, und während du hier bleibst, führe ich die Reiter hinüber. Du kennst die große Kunst der Rugier, Flöße zu Brücken zu verbinden. Dann falle ich dem Wendenheer in den Rücken. Dem Anprall der Geharnischten widerstehen sie schwerlich, auch deinen Sieg über die Hunnen haben ein paar hundert gewappnete Knechte entschieden. Ist dort die Stelle von den Wenden besetzt, so werden es doch nur wenige sein, und bei ruhigem Laufe des Flusses werden wir sie überwältigen. Aber ich zweifle, daß sie den Ort besetzt halten."

Der König saß einige Augenblicke schweigend da, dann erfaßte er stürmisch mit beiden Händen Geros Rechte, und sein Antlitz leuchtete. „Wahrlich," rief er. „Der Plan kann gelingen! Du bist der tapferste und zugleich der verschlagenste Mann, der unter der Wölbung des Himmels lebt! Kommen wir davon und siegen wir, nur dir

haben wir's zu danken. — O Gero!" fügte er leise hinzu, „was gäbe ich, könnte ich dir das Glück schaffen, das du begehrst! Statt dessen habe ich dir bitteres Leid geschaffen, da ich mit deinem Sohn redete!"

Gero erhob sich. Sein Gesicht ward steinern. „Klage dich nicht an, König Otto," sagte er hart. „Nicht du trägst die Schuld, du hast das Beste gewollt. Aber mein Sohn hat seiner Ehre vergessen, als er dein Heer verließ."

„Er hatte wie ein Held gefochten in der Hunnenschlacht," wandte der König ein, doch Gero unterbrach ihn: „Suche keine Entschuldigung für ihn, denn es gibt keine. Er hatte geschworen, dir zu folgen auf diesem Kriegszuge. So band ihn der Eid, bis du ihn lösest. Aber er hat sich selbst gelöst. Auch mußte er die Not seines Volkes bedenken, das jeden Kämpfer braucht wider die Übermacht seiner Feinde. Eidbrüchig ward er und vergaß seines Volkes. Daß ich das erleben muß an meinem Blute —" er hielt inne. Seine Augen glühten, und sein Atem ging wie ein Stöhnen.

„Und Hathui?" fragte der König nach einer Weile.

„Zu ihr ist mir der Weg nun frei. Aber um welchen Preis! Gott der Allmächtige weiß es:

lieber hätte ich ihr entsagt, als daß ich meines Sohnes Schmach erlebt hätte! Denn er war meines Lebens Hoffnung!"

Ein düsteres Schweigen folgte seinen Worten. Dann sprach Gero mit müder, klangloser Stimme: „Er hat sein Los sich selber gewählt. Sprich mir nicht weiter von ihm, ich bitte dich. Und nun entlasse mich in mein Zelt! Schlafe, König Otto, die Engel Gottes mögen dein Lager behüten. Auch ich will schlafen, wenn ich kann. Denn in den nächsten Tagen gibt es viel zu schaffen."

XIV.

Am Abend des folgenden Tages herrschte großer Jubel im Wendenlager. Mistav, der Fürst der kriegerischen Redarier, zog mit vierhundert Reitern und mehr als dreitausend Mann zu Fuß heran, um mitzukämpfen gegen den verhaßten König der Deutschen. Er hatte zwar erst zwei Jahre vorher ebendiesem Könige mit feierlichem Eide Unterwerfung gelobt, mit allen seinen Großen und seinen Söhnen die Taufe angenommen und geschworen, hinfort nicht mehr dem Gotte Radigast, sondern dem Christengotte zu dienen. Aber er hatte das nur getan aus Furcht vor Geros siegreichen Waffen, mit Haß und Groll im Herzen.

Jetzt schien ihm die Gelegenheit günstig, die drückende Fessel von sich und seinem Volke abzuwerfen. Er ließ die Priester und Mönche ermorden, die im Redarierlande das Evangelium predigten, raffte in Eile ein Heer zusammen und zog aus, so schnell er vermochte. Ein anderes Heer sollte sein Sohn Usso ihm nachführen. Allerdings wäre er vorgestern um ein Haar wieder heimgekehrt, denn mit Schrecken hatte er von seinen vorausgesandten Spähern gehört, wie weit Stoinef schon zurückgegangen war. Aber andere Boten hatten ihm berichtet, der schlaue Stoinef habe den Feind, indem er ihm immer ausgewichen sei, in eine böse Falle gelockt, und so war er doch noch gekommen.

Stoinef selbst ritt ihm mit großem Gefolge wohl eine Wegstunde weit entgegen, und als die beiden einander ansichtig wurden, begrüßten sie sich mit lauten Zurufen und trieben ihre Renner zur schnellsten Gangart an. Dann drängten sie ihre Rosse dicht aneinander, umarmten und küßten sich immer und immer wieder, wie es Sitte war bei den Slawen, und nannten sich „Söhnchen" und „Väterchen". Denn Stoinefs Vater war der Blutsbruder des alten Fürsten Mistav gewesen, und die Blutsbrüderschaft pflegte zwei Männer so eng zu verbinden, als wären sie leib-

liche Brüder, und alle ihre Angehörigen betrachteten sich gegenseitig als Verwandte.

Im Lager angekommen, wo sie mit betäubendem Geschrei empfangen wurden, ritten die beiden Fürsten sogleich die kleine Anhöhe hinan, von der aus das Lager der Königsmannen zu überblicken war. „Siehst du die Holzhaufen da drüben?“ fragte Stoinef. „Das sind Flöße, die wollen die Narren brauchen, um morgen über den Fluß zu kommen!“

Der alte Mistav lachte laut auf. „Meine Schleuderer und Bogenschützen werden helfen, sie zu hindern. Ich habe ihrer fünfzig, die treffen auf zweihundert Ellen einen Sperling auf dem Dache.“

„Sie kommen niemals herüber, dazu ist der Fluß hier viel zu reißend. Kämen sie aber, so blieben sie im Sumpfe stecken, denn unter dem Riedgrase da unten ist tiefes Moor. Ein Dummkopf ist der sonst so kluge Gero und sein König auch. Das Klügste wäre, sie kehrten eilend um und suchten durchzubrechen. Noch könnte ihnen das gelingen, wenn sie auch viele Menschen und wohl alle Rosse dabei verlören. Aber je länger sie hier liegen, um so stärker verbauen wir ihnen den Rückweg.“

„Und es gibt kein Loch in dieser Falle, durch das sie entschlüpfen könnten?“

„Eines gibt's. Aber wie sollten sie es kennen? Es führt ein Weg ein paar Meilen von hier an den Fluß hinab, wo er sich krümmt, um nach Mitternacht zu laufen. Im Sommer ist dort eine Furt, jetzt müßten sie eine Brücke bauen. Aber sie sind des Landes und seiner Wege unkundig."

„Nicht alle vielleicht," erwiderte Mistav und zog bedenklich die Stirn in Falten. „Die Sachsenkrieger sind noch nicht hierhergekommen, aber die Rugier. Mögen ihnen die Eingeweide im Leibe verbrennen! Und Verräter, Söhnchen, gibt es überall. Sie führen vielleicht Gefangene mit sich, die sie peinigen, bis sie ihnen den Weg weisen. Ich ließe die Stelle besetzen, Söhnchen! Vorsicht schadet niemals."

„Das habe ich getan," entgegnete Stoinef. Daß er nicht mehr als hundert Mann dorthin gesendet hatte, verschwieg er.

„Gut, gut!" lobte der Greis. „Bist deines Vaters echter Sohn. Was tust du mit den Hunden, wenn sie dir in die Hände fallen?"

„Lebendig werden wir sie schwerlich kriegen," erwiderte Stoinef, und sein Gesicht verdüsterte sich. „Kriegten wir sie aber lebendig — was fragst du noch? Ein Opferfest wie dieses hätten unsere großen Götter nie gesehen."

Mistav kicherte. „Nein, wahrhaftig! Ein König der Deutschen wäre ihnen etwas Neues."

In Stoinefs Antlitz zuckte es, und ein Strahl des Hasses brach aus seinen Augen. „Noch mehr frohlockte mein Herz, sähe ich Gero liegen auf dem Opfersteine. Aber ich fürchte, der alte Wolf wird auf der Kampfheide zu sterben wissen."

„Morgen oder übermorgen wirst du das sicher wissen, Söhnchen. Jetzt aber laßt uns einen Trunk tun. Die Zunge klebt mir am Gaumen von dem langen Ritte."

„Du sollst nicht dürsten," lachte Stoinef. „Ich habe Met genug im Lager. ‚Trinken wir auf den Tod und Untergang des Sachsenherzogs, der unser Herr sein will, und seines Helfers, des verfluchten Gero!" —

Eine Stunde später, als die Sonne glühend rot im Rücken des Lagers versank, erscholl bis ins Königslager hinüber das Jauchzen, Singen und Schreien der slawischen Fürsten und Vornehmen, die vor dem Zelte Stoinefs sich auf dicken Wolldecken gelagert hatten. Bis weit nach Mitternacht dauerte es an, dann verstummte es allmählich, denn einer nach dem andern verlor den Gebrauch seiner Zunge. Mistav und Stoinef hielten das Zechen am längsten aus, aber endlich waren auch sie so weit, daß sie von ihren Dienern

in ihre Zelte getragen werden mußten. Dort schliefen sie in schwerem Metrausche, bis die ersten Strahlen der Sonne aus dem lichten Morgengewölk brachen, und sie hätten wohl in den Armen der Schlafgöttin bis zum Mittag geruht, wenn ihre Ruhe nicht unsanft gestört worden wäre.

Einige Reiter kamen ins Lager gesprengt, bedeckt mit Staub und dem Schaum der gehetzten Tiere. Ihrer Rosse Gestampf weckte den Fürsten Nako, so daß er aus seinem Zelte herausstürzte. Was sie ihm zuriefen, machte ihn mit einem Male nüchtern. Notdürftig bekleidet, sprang er hinüber zu dem Zelte, in dem Stoinef laut schnarchend schlummerte.

Der Wendenfürst träumte eben, er sähe Gero gefesselt und aus mehreren Wunden blutend auf dem Erdboden liegen, und er selbst zöge sein Schwert, um dem Verhaßten die Gurgel zu durchstoßen. Triumphierend schwang er es hoch in die Luft. Da hielt ihn plötzlich eine Hand mit eisernem Griffe fest, und eine furchtbare Stimme schrie ihm ins Ohr: „Wache auf! Die Sachsen sind über den Fluß gekommen!“

Er öffnete die Augen und stierte blöde umher. Da rief Nako zum zweiten Male: „Wache auf! Die Sachsen sind über den Fluß!“

Jetzt fuhr er empor und stand mit einem Satze

auf den Füßen. „Bist du verrückt? Hier kommt niemand herüber!“

„Hier nicht!“ rief Nako. „Aber in der Nacht sind ihre Reiter nach der Krümme geritten und haben alle Flöße mitgenommen, die gestern noch dort drüben lagen. Und jetzt bricht ihr ganzes Heer auf und zieht ihnen nach. Und sie haben den kürzeren Weg, denn wir müssen erst um die Sümpfe herum. Sie sind herüber, ehe wir ankommen, ihnen den Übergang zu wehren. Was sollen wir tun? Was sollen wir tun?“

Stoinef hatte sich während Nakos schneller, angstvoller Rede in fieberhafter Eile gewappnet. Jetzt blickte er ihm mit einem bösen Funkeln in den Augen ins Gesicht. „Fragst du noch, Dummkopf? Eilen wollen wir uns, daß wir nicht zu spät kommen! Laß die Hörner blasen! Auf! Spute dich! Wir sind zwei oder drei gegen einen. Wir ziehen ihnen entgegen!“

„Denkst du den König zu besiegen und Gero und die Männer, die in Eisen gekleidet sind? Laß befehlen, daß wir uns zurückziehen!“

Stoinef warf ihm einen furchtbaren Blick zu. „Ich befehle! Nicht du! Gehorche!“ zischte er.

Nako neigte sich unterwürfig und glitt aus dem Zelte. Kurz darauf erklang ein wüstes Dröhnen über das Wendenlager hin, immer

wieder von neuem einsetzend, zum Aufstehen, zur Eile mahnend.

Noch währte das heulende Klingen, da trat Stoinef gewaffnet aus seinem Zelte hervor. Diener führten sein Roß herbei, und seitwärts lagen auf den Knien die Reiter, welche die schlimme Kunde gebracht hatten.

Ein lohender Zornesblick des Gebieters fuhr über die gebeugten Häupter hin, und mit grimmerstickter Stimme fuhr er den vordersten an: „Was? Auch du geflohen, Gajäha, alter Hund? Hatte ich dir nicht befohlen, den Übergang zu halten?“

„Es waren ihrer zu viele, Herr!“ stammelte der Greis. „Sie kamen in der Nacht, als wir schliefen.“

Stoinef stieß ein kurzes Hohngelächter aus. „Ihr schlieft? Wächter sollt ihr sein und schlieft! Da, nimm den Lohn, Hund!“ Seine blitzende Klinge pfiff durch die Luft, und das Haupt des Knienden rollte über das dürre Gras hin.

„So stirbt jeder, der heute flieht!“ schrie Stoinef und schwang sich auf sein Roß. Dann teilte er nach allen Seiten Anordnungen und Befehle aus, brüllte und tobte und bedrohte jeden mit dem Tode, der sich säumig zeigte. Aber es verging doch über eine halbe Stunde, ehe das Wendenheer sich in Bewegung setzen konnte.

Der Marsch war weit. Um einen ungeheuren Sumpf herum mußten die Scharen geführt werden, und bald brannte die Sonne heiß vom Himmel hernieder. Dann wand sich der Zug wieder durch Sümpfe dahin, bis er endlich auf einer weiten Grasfläche vorwärtsdringen konnte.

„Werden wir geschlagen, so dürften wenige entrinnen," sagte Nako zu Mistav, dem Alten. „Wollt Ihr nicht Stoinef mahnen, daß er den Rückzug befiehlt? Noch ist es Zeit! Mir schwant Übles! Seht Ihr nicht die Schwärme von Aasvögeln, die uns begleiten?"

„Wir werden sie mit dem Fleische der Deutschen füttern!" gab der Greis mit grimmigem Lachen zur Antwort. „Stoinef hat recht. Wir sind fast dreimal mehr als sie, und wahrscheinlich sind sie noch gar nicht über den Fluß herüber."

Aber während er noch redete, sprengten schon die ausgesandten Späher heran und schrien: „Sie sind herüber und rücken an! Nur wenige sind noch drüben."

Da ließ Stoinef das Heer haltmachen und ordnete es zur Schlacht. In die Mitte stellte er die Reiterei, auf die beiden Flügel das Fußvolk. Unabsehbar lang deuchten ihn die Reihen seiner Krieger, und als nun das Königsheer langsam heranzog, sah er, daß die Reihen der Deutschen

von den seinen links und rechts weit überragt wurden.

„Wir gehen im Halbkreise vor und schließen sie von drei Seiten ein!“ schrie er dem Fürsten Mistav zu und erteilte die entsprechenden Befehle.

König Ottos Heer kam langsam näher heran und machte dann gleichfalls halt. Schweigend standen sich die beiden Heere eine Weile gegenüber; es war, als zauderten sie, das Morden zu beginnen.

Stoinef war auf eine kleine Anhöhe geritten, die hinter seinen Linien lag, und von der aus er das ganze weite Feld in der Runde überblicken konnte. Als er erkannte, wie klein das Heer der Feinde erschien, an der Zahl seiner Streiter gemessen, da schwoll ihm das Herz in der Gewißheit des Sieges, und er befahl, durch Trompetenstöße das Zeichen zum Angriff zu geben.

Die drüben schienen nur darauf gewartet zu haben, denn als die wendischen Heerhörner zu blasen anhuben, blitzte in ihren Reihen ein blankes Schwert empor, und eine mächtige Stimme rief: „Drauf! Hie Gott und Sankt Michael!“ Und wieder und wieder erbrauste es: „Hie Gott und Sankt Michael!“

Beide Heere rückten zugleich vor. Die Reiter der Slawen preschten auf ihren flinken Pferden gegen die deutschen Reiter heran und über-

schütteten sie mit einem Hagel von Pfeilen und Schleudersteinen. Aber zu seinem Schrecken sah Stoinef von seinem Hügel aus, daß diese Hauptwaffe seines Volkes versagte. Die Pfeile prallten ab von den Panzern der Männer und Rosse, nur wenige sanken aus den Sätteln; wie eine unaufhaltsame, in der Sonne gleißende Meereswelle flutete die geharnischte Reitermasse vorwärts. Lähmendes Entsetzen erfaßte den Wendenfürsten, als sie nun auftraf auf seine wenig gepanzerten, leichten Reiterscharen, und ein gellender Schrei entfuhr ihm, als er sah, wie seine Leute auseinanderstoben, wie Spreu vor dem heranbrausenden Sturm, oder niedergeritten wurden wie die Halme des Erntefeldes. In wenigen Minuten war der deutsche Sieg in der Mitte der Schlachtordnung entschieden, die Wenden rissen ihre Rosse herum und jagten in wilder, kopfloser Flucht davon, gerade auf die Anhöhe zu, auf der ihr oberster Führer hielt.

Als die andern das sahen, die auf den beiden Flügeln standen, ergriff sie ein furchtbarer Schrecken. Sie warteten das Herannahen des deutschen Fußvolkes nicht erst ab, sondern wandten sich zur Flucht, und so war der Sieg des Königs entschieden, ohne daß es zu einem wirklichen Kampfe gekommen war.

Vergebens warf sich Stoinef den Fliehenden entgegen, vergebens hieb er auf sie ein. Die schreiende, drängende Masse riß ihn mit sich fort, wie der Pfahl fortgerissen wird, der sich dem Eisgange eines Stromes entgegenstellen will.

Mit lautem Siegesgeschrei wogte das deutsche Heer hinter den Wenden her. Jeder, der den Mannen des Königs in die Hände fiel, wurde niedergestoßen, keiner verschont. Tausende gerieten auf der Flucht in die Sümpfe und fanden dort einen elenden Tod.

Ein weites Leichenfeld überblickte des Königs Auge, als er auf dem Hügel hielt, auf dem Stoinef vorher gestanden hatte. Ihm graute, als er von allen Seiten das Ächzen der Sterbenden vernahm und die gräßlichen Schreie der im Sumpf versinkenden Menschen und Rosse sein Ohr trafen.

„Könnten wir nicht ein Zeichen geben, daß die Unsern abstehen von weiterem Gemetzel?“ fragte er Gero, der neben ihm hielt. „Die Heiligen lieben den Mann, der Barmherzigkeit übt.“

„Das widerrate ich dir, König Otto,“ entgegnete Gero hart. „Wenn wir wieder daheim sind, wollen wir der Heiligen gedenken und ihre Gunst erringen durch Gebet und Spenden. Jetzt laßt uns den Sieg nutzen, den uns Gott der Höchste wie durch ein Wunder gegeben hat!

Wenn wir das Heer der Wendenhunde vernichten, so ist der Krieg zu Ende, und solange du lebst, König, bist du ihr Herr, und Kirchen und Klöster werden sich in diesem Lande erheben, und die Tempel der Götzen werden in den Staub sinken. Aus der Blutsaat keimt dann Leben empor. — Aber sieh! Was sammeln sich dort die Rugier zuhauf, anstatt den Feind zu verfolgen? Sollte einer ihrer Großen gefallen sein?"

„Wir reiten hinüber!" gebot der König und setzte sein Roß in Bewegung. Gero folgte ihm. Schon auf halbem Wege kam ihnen der jüngere der beiden Rugierfürsten entgegen und erhob wehklagend die Hände. „Unheil! Großes Unheil!" rief er in gebrochenem Deutsch zu Ehren des Königs.

„Ist Euer Oheim gefallen?" fragte Gero rasch.

„Nein, Herr!" entgegnete der Slawe und fuhr dann in seiner Sprache fort: „Vor einer Woche stieß Euer Sohn zu uns mit wenigen Reitern. Er wollte nicht, daß Ihr ihn erkennen solltet und nicht der Herr König. Gestern ist er mit uns ins Lager gekommen, heute trifft ihn ein Pfeil. Er verlangt nach Euch."

„Was sagt er?" fragte der König, aber er erhielt keine Antwort. Gero hatte seinem Rosse die Sporen in die Flanken gedrückt und raste wie

von Sinnen auf die Männer zu, die sich um den am Boden Liegenden bemühten.

Siegfried hielt die Augen geschlossen, und sein Antlitz war totenbleich. Es schien, als wäre er bereits gestorben. In der rechten Seite der Brust steckte noch der Pfeil, der ihn niedergestreckt hatte.

Gero sprang vom Pferde und sank neben ihm auf die Knie. Kein Laut kam aus seinem Munde, er schien wie vor Schrecken erstarrt. Auch die Umstehenden verharrten in tiefem Schweigen.

Nun kam der König heran und erblich, als er sah, was geschehen war. „Was ist das? Wie kommt der hierher?“ fragte er tief erschrocken, aber niemand gab ihm Antwort.

„Ruft Sintram!“ sagte er nach einer Weile. „Der Pfeil muß aus der Wunde gezogen werden, vielleicht ist noch Leben in ihm, und er braucht nicht zu sterben.“

Da wich die Erstarrung von Gero. Er wandte sich um und sah dem König mit einem Blicke voller Todesqual ins Antlitz.

„Das tue ich selber. Laß den Mönch!“ sagte er mit heiserer Stimme. Dann zog er das Messer aus der Scheide und begann das Lederwams seines Sohnes aufzuschneiden. „Helft mir, ihn auszuziehen!“ gebot er den Rugiern.

Als Siegfried mit entblößtem Oberkörper da-

lag, beugte er sich über ihn und machte mit zitternder Hand das Zeichen des Kreuzes. Darauf riß er mit einem kurzen Ruck den Pfeil aus der Wunde.

Ein Blutbächlein sickerte aus ihr hervor, aber Gero preßte sie fest zusammen und hemmte den Fluß des Blutes.

„Ein Tuch!“ schrie er.

„Dort drüben kommt Sintram! Der wird ihn verbinden!“ rief der König laut und winkte dem heilkundigen Mönche hastig zu. Sintram sah es, raffte seine Kutte auf und kam in großen Sprüngen näher.

Aber ehe er heran war, schlug der Liegende mit einem leisen Stöhnen die Augen auf. Er schaute mit irren Blicken um sich, dann wurden seine Augen klar, und er erkannte seinen Vater. Um seine Lippen zuckte ein schmerzliches Lächeln, und er versuchte zu sprechen. Erst war nur ein Lispeln vernehmbar, dann gelang es den zitternden Lippen, Worte zu formen, und leise drang es an Geros Ohr: „Hathui — ich lasse dir Hathui, Vater. Ich sterbe.“

„Nein!“ schrie Gero. „Du sollst leben! Und wenn du lebst“ — er reckte die Schwurhand hoch empor — „so soll sie dir gehören! Das schwöre ich dir! Und bräche ich den Eid, so soll mir der

Allmächtige den Sitz weigern in seiner Himmelshalle!"

Der Todwunde hörte den Schwur nicht mehr, denn er war zurückgesunken, und eine neue tiefe Ohnmacht hielt seine Sinne umfangen.

XV.

Zu Quedlinburg unter dem Steine lag der Königshof, den die Königin Mathildis seit dem Tode ihres Gemahls bewohnte. Die Mauern der Stadt umschlossen ihn nicht mit, aber ein tiefer Graben und ein hoher Wall umzogen ihn von allen Seiten, und mehrere viereckige Türme, nicht hoch, aber breit und stark, machten ihn wehrhaft. Hier hatte der verstorbene König oft geweilt, auf den Waldwiesen in der Nähe hatte er dem Vogelfang obgelegen, von hier aus war er häufig hinübergezogen nach den dunkelgrünen Harzwäldern, den gewaltigen Wisent oder den flüchtigen Hirsch zu erjagen. Sein Lieblingsort war Quedlinburg gewesen, und deshalb ruhte auch sein Leib auf dem hohen Felsen in der prächtigen Kirche, die er dem heiligen Petrus zu Ehren gegründet hatte. Seine Witwe vermochte nicht sich zu trennen von den sterblichen Resten des heißgeliebten Gemahls, hörte auch

nicht auf, ihn zu betrauern, obwohl viele Jahre sich aneinandergereiht hatten, seitdem Herr Heinrich zu Memleben eines jähen Todes verblichen war. Jeden Morgen schritt sie den steilen Weg hinauf, um an seinem Grabe für das Heil seiner Seele zu beten. Oft verbrachte sie eine Stunde oder noch längere Zeit in der kleinen Kapelle, die sie unweit von seiner Ruhestätte hatte erbauen lassen. Auch als die Last der Jahre sie zu drücken begann, gab sie den gewohnten Weg nicht auf, konnte sich aber auch nicht entschließen, ganz auf den Berg hinauf zu ziehen, denn die Gemächer des Königshofes im Tale umschlossen die seligsten Erinnerungen ihres Lebens. Hier hatte sie an der Brust des teuren Gemahls gelegen, hier hatten ihre Kinder sie umspielt, als sie noch klein waren, die Kinder, die das Leben weit von ihr hinweggeführt hatte.

Zweier von ihnen gedachte sie heute mit besonderer Sorge, als sie, von mehreren ihrer Frauen gefolgt, nach ihrer Morgenandacht den Berg wieder herabschritt. Von ihrem Lieblingssohne, dem Bayernherzog Heinrich, war trübe Kunde gekommen, er lag schwer krank in Regensburg, und ihr Sohn König Otto war mit einem starken Heere ins Land der Wenden gezogen, und seit zwei Wochen fast fehlte jede bestimmte Nach-

richt über sein und seiner Mannen Geschick. Nur das düstere Gerücht hatte sich verbreitet, es hätten mehrere seiner vornehmsten Diener den Tod gefunden.

So war das Herz der hohen Frau bedrückt, als sie über die Brücke in den Hof eintrat, aber ihre Mienen erhellten sich bei dem Anblicke, der sich ihr darbot. Ein ganzes Heer von Armen und Elenden, Lahmen, Krüppeln und Siechen wartete ihrer vor der Tür des Hauses und umdrängte sie flehend, als sie näher kam. Sie war dieses Anblickes gewohnt, aber er erfreute sie immer wieder. Denn das Almosengeben war ihr eine Lust, und sie pflegte zu sagen, sie müsse diesen Armen von ganzem Herzen dankbar sein, da sie ihr Gelegenheit gäben, ein gutes und Gott wohlgefälliges Werk zu tun. Einen großen Teil der Einkünfte ihres reichen Wittums verwendete sie auf solche Spenden.

Auch heute ließ sie sich von ihrer treuen Dienerin Richburg, die aus dem Hause herausgetreten war, einen Beutel reichen und legte kupferne und silberne Münzen in die ausgestreckten Hände, hatte auch für jeden ein teilnehmendes Wort, erkundigte sich bei dem oder jenem besonders nach seinem Leiden, versprach mehreren Hilfe und weitere Unterstützung und schritt dann ins Haus

hinein, während das Dankesgeschrei der Beschenkten und Getrösteten hinter ihr dreinklang.

Auf der Diele harrte ihrer ein Mönch, der sich bei ihrem Eintreten tief verneigte. Er war am gestrigen Abend mit noch einem frommen Bruder aus Corvey in Westfalen angekommen, hatte im Wipertikloster genächtigt und wollte nun in der Morgenfrühe der Königin seine Aufwartung machen. In der Hand hielt er einen Gegenstand, der in ein kleines weißes Linnentuch gehüllt war.

Mathildis sah zunächst einigermaßen erstaunt auf das breite Haupt hernieder, dessen große, wie geglättetes Elfenbein glänzende Tonsur von einem borstenartig emporstrebenden Kranze rötlicher Haare umsäumt ward. Aber als er sich aufrichtete, erkannte sie ihn und reichte ihm sogar die Hand zum Gruße.

„Ah," sagte sie, „Widukind, die gelehrte Zierde des Klosters zu Corvey. Ich erinnere mich Euer gar wohl. Seid Ihr von Eurem Abte zu mir gesandt?"

„Der Herr Abt Gerbern entbietet durch meinen unwürdigen Mund der erlauchten Frau Königin, die durch Tugend und Weisheit über alle Frauen diesseits und jenseits der Alpen hervorragt, seinen demütigen Gruß und wagt es, ihr ein Geschenk zu übersenden."

„Kommt mit mir!“ sagte die Königin. Sie schritt durch eine Tür, die ihre Dienerin vor ihr öffnete, und winkte dem Mönche, ihr zu folgen. In ihrem Frauengemache ließ sie sich auf einem erhöhten Sitze in der einen Nische des Fensters nieder. Ihre Frauen standen vor ihr, und auch den Mönch forderte sie nicht zum Sitzen auf, obwohl er edlem Geschlechte entsprossen war. Denn Frau Mathildis führte zwar das Leben einer Heiligen und war der Welt abgestorben, aber auf ihre königliche Würde hielt sie sehr, trug auch keineswegs das Gewand einer Himmelsbraut, sondern ein scharlachfarbenes Kleid, und in den schneeweißen Haaren glänzte über dem Witwenschleier das goldene Diadem, das sie getragen hatte von dem Tage an, da ihr Gemahl von den deutschen Stämmen zum König erkürt worden war.

„Nun gebt her, was mir Euer Herr Abt sendet,“ sagte sie gnädig.

Der Mönch wickelte aus dem Tuche ein dünnes, aber kostbar eingebundenes Buch und begann: „Ihr wisset, gnädige Frau Königin, daß Euer Sohn, der ruhmwürdige Herr König Otto, durch die Fürbitte des heiligen Veit einst von schwerer Krankheit befreit wurde. Eure Huld hat deshalb unser Kloster so reich begabt, daß ewige Dank-

barkeit unser aller Herzen erfüllt. Deshalb hat mich der Herr Abt beauftragt, ein Leben des heiligen Veit in unserer Sprache aufzuschreiben, damit Ihr, die Ihr des Lesens kundig seid, daraus Trost und Erbauung schöpfen möget."

Die Königin streckte rasch die Hand aus und erwiderte erfreut: „Das ist ein guter Gedanke, und ich sage dem Abte und Euch dafür meinen Dank. Das Buch mag mir und meinen Frauen wohl an den langen Abenden des Winters die Zeit kürzen, und was wäre uns sündigen Menschen nützlicher zu lesen, als die Beschreibung des Lebens solcher Leute, die Sieger geworden sind über die Sünde! — Hat Euer Abt einen Wunsch, zu dessen Erfüllung ich ihm verhelfen soll?"

„Der Herr Abt hat mir nichts aufgetragen."

„Nicht?" fragte die Königin verwundert. Sie war es nicht gewohnt, Spenden zu empfangen, ohne zugleich eine Bitte zu hören. „Und Ihr selbst? Habt Ihr kein Anliegen an mich?"

Die Augen des Mönches glänzten. „Wenn es nicht zu unbescheiden wäre," erwiderte er, „so würde ich der Frau Königin wohl eine Bitte vortragen."

„So sprecht. Wenn ich sie erfüllen kann, werde ich's tun."

Widukinds Augen glänzten noch heller. „Ich

danke der Frau Königin für Ihre Gnade. Sie haben da drüben in Sankt Wiperti Kloster eine Handschrift des alten Römers Sallustius, aber Abt Widdo ist taub, wenn man von ihr redet. Er hat sie mir noch nicht gezeigt, ich aber möchte sie abschreiben. Wenn die Frau Königin dem Herrn Abte ein Wort deswegen sagte, so würde er gewiß willig werden."

Mathildis blickte ihn etwas überrascht an. Sie hatte auf eine andere Bitte gerechnet. „Was wollt Ihr mit dem alten Heiden? Schreibt doch die Bücher der Heiligen Schrift ab. Die Bücher der Heiden verwirren die Geister, und wer sich mit ihnen abgibt, kann leicht einem bösen Zauber verfallen."

„Die allerweiseste Frau Königin hat recht," erwiderte der Mönch, „und ich schlage ein solches Buch nie auf, ohne daß ich es mit geweihtem Wasser besprengt und einen Exorzismus darüber gesprochen habe. Da fahren die Dämonen aus. Wer aber ein Buch der Historien schreiben will, der muß sich die Römer zum Vorbilde nehmen. Unsere Sprache ist zu unbehilflich dazu, man muß da die Sprache der Lateiner reden und sich bilden an dem, was Sallustius und Livius und andere geschrieben haben."

„Wollt Ihr denn ein Buch der Historien schreiben?" fragte die Königin neugierig.

„Unter höchster Billigung, ja auch auf das Verlangen des Herrn Abtes und vieler frommer und gelehrter Brüder habe ich den Entschluß gefaßt, die Geschichte des ruhmwürdigen Volkes der Sachsen und seiner erhabenen Fürsten zu schreiben, soweit menschlicher Schwachheit das möglich ist. Ich will aufschreiben, was wir von den Vätern wissen, und was geschehen ist in unsern Tagen durch die Hände Eures Gemahls, des großen Königs Heinrich, den Gott zu sich genommen hat, und was geschehen ist und noch geschieht durch die Hände des ruhmvollen Königs Otto, der jetzt über uns gebietet."

Ein Mensch, der etwas zu Ehren König Heinrichs sagte oder tat oder tun wollte, erregte das Wohlgefallen der Königin Mathildis auf jeden Fall, nun vollends einer, der beabsichtigte, die großen Taten ihres Gemahls der Nachwelt zu überliefern. Ihre Augen leuchteten, und hatte sie bis jetzt schon den gelehrten Mönch mit großer Freundlichkeit behandelt, so wurde sie von nun an ganz Huld und Gnade.

„Das ist ein löblicher Gedanke von Euch und Eurem Abte," sagte sie, „und ich bin gewiß, daß Ihr der rechte Mann seid, ein so großes Werk auszuführen."

Der Mönch bemühte sich, so demütig und be-

scheiden auszusehen, wie es ihm irgend möglich war, aber während er wiederum sich tief verneigte, strahlte sein feistes Antlitz vor Freude und Genugtuung über dieses schmeichelhafte Lob aus so hohem Munde.

„Welcher sterbliche Mensch," entgegnete er, „könnte die Taten würdig beschreiben, die geschehen sind, seitdem der gütige Himmelsherr dem erhabenen Geschlechte Liudolfs die Herrschaft gegeben hat über die Sachsen und den Sachsen die Herrschaft über alle Völker östlich des Rheinstromes! Kein Mensch vermöchte dies, auch nicht ein Geschichtschreiber der Römer, wenn sie wieder lebendig würden."

„Ich meine doch, Ihr werdet ein tüchtiges Werk schaffen," versetzte die Königin huldvoll. „Ihr werdet das Buch, das Ihr verlangt, vom Abt Widdo sicherlich erhalten, auch werde ich ihn bitten, daß er es Euch hier im Kloster abschreiben läßt. Und zuweilen lasse ich Euch zu mir rufen und werde Euch selbst manches erzählen, was Ihr aufzeichnen könnt."

Widukind beugte sich fast bis zur Erde nieder. „Wer bin ich unwürdiger Knecht Gottes," rief er, „daß meine erlauchte Frau Königin so gnädig zu mir ist!"

Da die hohe Frau nichts erwiderte, hob er

nach ein paar Augenblicken das gesenkte Haupt etwas empor und schielte nach ihr hin. Er sah, daß sie von ihrem Sitze aufgesprungen war und durchs Fenster in den Hof hinausblickte. Hufschlag und der Klang einer befehlgewohnten Stimme drangen an sein Ohr. Da richtete er sich ganz auf und lauschte, denn der gelehrte Mönch Widukind von Corvey war sehr wißbegierig. Auch die Frauen der Königin schauten mit langen Hälsen nach dem Fenster hin.

Mathildis wandte sich rasch um, und in ihren Zügen spiegelte sich eine lebhafte, freudige Erregung.

„Gelobt sei Gott!“ rief sie und wandte sich dann an ihre Frauen: „Wieder sehen wir, wie die Fahrenden lügen! Ratet, wer draußen steht! Markgraf Gero ist es, der, wie uns gesagt wurde, mit Graf Thiadrich von den Wenden sollte erschlagen sein! Es ist mir eine große Freude, daß er lebt, denn weniger Menschen Tod würde meinen Sohn tiefer betrübt haben als der seine. Geh, Richburg! Führe ihn herein!“

Die Schaffnerin enteilte. „Da seht Ihr gleich einen der Helden von Angesicht, dessen Taten Ihr beschreiben werdet!“ sagte die Königin, zu Widukind gewendet. „Kein besserer Mann steht in König Ottos Diensten. Er ist tapfer mit dem

Schwerte, klug im Rate und voll des löblichsten Eifers für den Dienst Gottes. Und es deucht mich ein gutes Zeichen, daß er zu uns kommt, denn er käme wohl schwerlich selbst, wenn er nicht gute Nachricht brächte."

Der Mönch schickte sich an, in dieses Lob einzustimmen, als sich die Tür öffnete und Gero eintrat, hinter ihm der Abt Bovo von Walbeck. Der Markgraf schritt schnell auf die Königin zu, beugte sein Knie und küßte die dargereichte Hand der Greisin.

„Was bringt Ihr, Gero?" rief Mathildis. „Ich hoffe zu Gott, eine Botschaft der Freude!"

„Ich bringe die Kunde, Frau Königin, daß mein Herr König Otto die Wenden geschlagen hat in einer großen Schlacht, die wir durch ein Wunder der Heiligen gewannen. Der oberste Führer der Wenden, Stoinef, hat sein Leben verloren. Die anderen Fürsten, soweit sie noch am Leben sind, haben Boten gesandt, ihre Unterwerfung anzubieten. In acht Tagen kehrt König Otto zurück und nimmt den Weg über Quedlinburg."

Die Frauen der Königin stießen Freudenrufe aus, und Mathildis hob die gefalteten Hände empor. „Gott dem Allerhöchsten sei Preis und Dank!" rief sie; aber als sie das düstere Antlitz

des vor ihr Stehenden gewahrte, ließ sie die Hände wieder sinken, denn eine böse Ahnung schoß ihr durchs Hirn. „Mein Sohn? Ist er gesund?“ fragte sie rasch.

„Euer Sohn, König Otto, lebt und ist gesund. Aber mein Sohn trägt eine schwere Wunde in der Brust, und noch wissen wir nicht, ob er am Leben bleibt. Wir haben ihn mit Mühe nach Walbeck ins Kloster gebracht. Dort verlangt er nach Hathui, seiner Verlobten, und sie zu holen, bin ich hier. Abt Bovo wird der Frau Königin alles berichten, was sie zu wissen begehrt, denn er selbst war beim Heere. Mir aber lasse die Frau Königin die Jungfrau zuführen und gebe mir Urlaub, daß ich sogleich mit ihr weiterreise nach Walbeck zu meinem Sohne, wenn wir es auch heute wohl nicht mehr erreichen.“

„O Markgraf Gero!“ rief die Königin, „wie tut Ihr mir leid! Und wie bedaure ich Euren Sohn! Gottes Gnade erhalte ihn Euch am Leben und lasse ihn genesen! Aber wollt Ihr nicht ein paar Stunden ruhen? Ihr seid wohl die Nacht hindurch geritten?“

„Wir haben in Gröningen genächtigt, es war zu dunkel in der Nacht, die Wege zu schlecht. So habe ich nur einen kurzen Ritt hinter mir, und ich bin gewohnt, im Sattel zu sitzen.“

„So holt Hathui herbei!“ gebot die Königin ihren Frauen. „Wißt Ihr, wo sie weilt?“

„Ich sah sie vorhin in die Kapelle gehen!“ rief Walburg.

„Ihre Freude wird groß sein, Euch wiederzusehen, Markgraf Gero,“ sagte die Königin, und mit der Gesprächigkeit des Alters fuhr sie fort: „Ihr bekommt an ihr eine gute Tochter. Wahrlich, kein Kind kann seinen leiblichen Vater so lieben, wie sie Euch liebt! Vorgestern brachten Fahrende die Kunde, Ihr wäret gefallen — ich sage es Euch, denn Ihr erfahrt es doch. Da wurde sie fast ohnmächtig vor Schrecken, und gestern hat sie den ganzen Tag kaum Speise und Trank angerührt, und immer wieder läuft sie zu den Altären und bittet Gott und die Heiligen, es möge nicht wahr sein, was die Leute erzählten. Sie wird Euch eine Tochter sein, die Euch auf Händen trägt. — Gehe, Richburg, hole das liebe Kind herüber.“

„Ich gehe selbst!“ versetzte Gero. „Wolle die Frau Königin erlauben, daß ich die Jungfrau allein begrüße. Ich habe ihr manches zu sagen.“

Seltsam hart und rauh kam das aus seinem Munde, und sein Antlitz blieb ehern und düster. Die Todesgefahr seines Sohnes scheint ihn furchtbar zu bewegen, dachte die Königin. Er ist ja

freilich auch das einzige, was er noch auf Erden hat. Ein tiefes Mitleid ward in ihr rege.

„So geht, Markgraf," sagte sie weich. „Ihr kennt ja den Weg von König Heinrichs Lebzeiten her."

Gero neigte sich tief, dann schritt er aus dem Gemache. Sein Tritt hallte wider von der Wand und der mit bunten Bildern gezierten Decke eines hohen, rundbogigen Säulenganges. Hier hatte er einst mit den Kindern König Heinrichs gespielt, als er selber noch ein Kind war. Und als sein Blick aus dem Fenster fiel, sah er drüben die Ulme, die jetzt kahl stand und einst — in einer fernen Frühlingszeit — ihn unter ihren Zweigen geborgen hatte, ihn und eine andere. Die ersten Küsse hatte er dort mit ihr getauscht und einen Traum geträumt, den dann das harte Leben bald genug zerstörte.

Er hielt einen Augenblick seinen Schritt an und blickte hinüber. Es dunkelte ihm vor den Augen, und ihm war zumute, als solle ihn eine plötzliche Schwäche überfallen. Seine Linke stützte sich schwer auf die steinerne Fensterleiste. Aber das war sogleich überwunden; aufrechten Ganges und mit fest aufeinandergepreßten Lippen setzte er seinen Weg fort. Ehe er jedoch die Kapelle erreichte, öffnete sich ihre Tür, und Hathui trat über die Schwelle.

Er stand wie festgewurzelt still, und Hathui hielt die Blicke gesenkt, so daß sie ihn nicht gleich bemerkte. Aber als sie nun beim Vorwärtsschreiten das Haupt erhob, sah sie ihn mit einem Male wenige Schritte vor sich stehen. Sie fuhr zurück; es war, als wenn sie wanken wollte. Leichenblässe und dann wieder Purpurröte überflog ihr Antlitz. Dann brach ein lauter jauchzender Schrei aus ihrem Munde, und plötzlich hing sie an seinem Halse, lachend und weinend, außer sich. Ihr Haupt sank an seine Schulter, und ein wildes Schluchzen erschütterte die schlanke Gestalt.

Gero schaute starr auf ihren blonden Scheitel nieder und kämpfte in seinem Herzen den schwersten Kampf seines Lebens. Riß er sie jetzt an sich, so war sie sein, und ihr Gelöbnis war für sie versunken. Sie ward, wenn er wollte, in dieser Stunde noch sein Weib.

Aber finster und drohend stand der Eid vor seiner Seele, den er seinem Sohne in der Todesnot geschworen, und er gedachte der Worte des heilkundigen Mönches Sintram, der ihm in Walbeck, ehe er abritt, gesagt hatte: „Die Jungfrau Hathui kann ihm wohl das Leben retten, wenn sie mit Euch kommt, denn Freud und Wonne sind die besten Arzneien für einen kranken Mann, während Schmerz, Zorn und Ärger ihn töten

können." Sollte er seinem Schwure untreu und der Mörder seines Sohnes werden?

Nein, er mußte sich selber überwinden, so bitter schwer ihm das wurde. Er durfte die Blume des Glückes, so berauschend ihr Duft ihn lockte, nicht pflücken, mußte verzichten und entsagen.

Als Hathuis Tränen langsamer flossen, beugte er sich hernieder und berührte mit den Lippen ihre Stirn, und es gelang ihm, ohne Zittern der Stimme und in kühlem Tone zu sagen: „Beruhige dich, liebes Kind. Ich weiß es, törichte Gerüchte haben dich erschreckt. Nun komme zu dir!"

Hathuis Arme sanken sofort von seinen Schultern herab, und sie trat zurück von ihm. Mit einem irren, entsetzten Ausdruck suchten ihre Augen die seinen, er jedoch blickte starr an ihr vorüber. Da wich sie noch weiter von ihm hinweg und schlug die Hände vor das Antlitz. Aber zu weinen vermochte sie nicht mehr, obwohl sie sich unbeschreiblich unglücklich und elend fühlte und am liebsten auf der Stelle gestorben wäre. Sie, die Herbe und Stolze, hatte ihre Seele entblößt vor einem Manne, der sie nicht begehrte, wohl nichts weiter für sie fühlte als freundliches, väterliches Wohlwollen. Sie hatte von ihm geträumt Tag und Nacht und Mühe gehabt, ihre Liebe vor den Menschen zu verbergen. Er hatte derweilen

ihrer wahrscheinlich kaum gedacht, und sie bedeutete nichts in seinem von Kampf und Heldentum erfüllten Leben. Ein Narr war Siegfried gewesen mit seiner Eifersucht auf den Vater und sie selbst eine Närrin, die sich Törichtes eingebildet hatte. Glühender noch als der Schmerz der Enttäuschung brannte in ihrem Herzen die Scham. Wie eine Entehrte erschien sie sich, grenzenlos gedemütigt.

„Ich habe eine Bitte an dich," fuhr Gero nach kurzem Schweigen fort. „Nicht ganz ohne Grund hat sich das Gerücht verbreitet, ich sei gefallen. Zwar mich selbst haben die Heiligen behütet, aber mein Sohn Siegfried hat eine schlimme Wunde empfangen und war dem Tode sehr nahe."

Hathui zuckte zusammen, aber sie verharrte in ihrer Haltung und hob den Blick nicht zu ihm empor.

Gero wandte sich zu ihr und sah sie an, wie sie, die Hände noch immer vor ihrem Antlitz haltend, an einer Säule lehnte. Er begriff alles, was in ihrer Seele vorging; er empfand es, wie tief gedemütigt sie sich jetzt fühlen mußte und wie es sie noch tiefer demütigen würde, wenn er, den sie liebte, bei ihr für seinen Sohn bitten würde. Es erschien ihm unwürdig seiner selbst und ihrer, daß er so Versteckens spielte, und er beschloß,

ihr die Wahrheit zu sagen, die bitter, aber heilsam ist.

Kurz entschlossen öffnete er die Tür der Kapelle und sagte: „Folge mir, Hathui. Ich habe dir noch etwas zu vertrauen, was ich dir nicht sagen kann, wo vielleicht ein Lauscher in der Nähe ist.“

Er schritt auf den Altar zu und stellte sich daneben. Sie blieb mit gesenktem Haupte an der Tür stehen.

„Hathui,“ begann er mit stockender Stimme, „hier, wo die hohen Heiligen uns hören, sage ich dir dies: Ich habe deine Mutter liebgehabt, das weißt du. Es kam dann eine Zeit, da träumte ich, sie sei wieder lebendig und ich wieder jung geworden, und ich dachte, es gäbe noch einmal ein Liebesglück für mich. Das ist jetzt vorbei, muß vorbei sein. Gott will es nicht, das habe ich erkannt, wenn auch mit Schmerzen. Gäbe ich meinem Verlangen nach, so handelte ich unrecht und täte die schwerste Sünde. Denn ich erkaufte mein Glück mit dem Unglück und Tode eines andern, tötete mein eigen Fleisch und Blut. Darum habe ich geschworen, dem Glücke zu entsagen, und ich halte meinen Eid.“

Voller Gram und Trauer ruhte sein Blick auf ihr, aber auch voller Liebe. Da sank sie auf die Knie und brach in ein bitterliches Weinen

aus. Unendliches Leid erfüllte ihr Herz, aber gedemütigt fühlte sie sich nicht mehr, und neben dem Schmerze durchdrang ihre Seele ein wunderbares Gefühl des Gehobenseins. Nicht mehr als eine Schmach empfand sie es, daß sie ihm ihr Inneres enthüllt hatte. Sie wußte ja nun, daß er sie liebte, wie sie ihn, und daß nur das Schicksal trennend zwischen ihnen stand.

Gero schwieg lange nach seinem Bekenntnis. Dann sprach er: „Mein Sohn sehnt sich nach dir und baut auf deine Treue. Weise Leute sagen, er würde genesen, wenn du zu ihm kämst und ihn pflegtest, und wenn er wüßte, daß du ihm gehören willst nach deinem Gelöbnis. Er liegt zu Walbeck im Kloster, noch sehr schwach und krank."

Hathui erhob sich. „Ich reite mit Euch!" sagte sie mit fester Stimme.

„So rüste dich und erwarte mich dann bei der Königin. Jetzt lasse mich allein, ich folge dir bald. Ich möchte ein Gebet verrichten vor diesem Altare des heiligen Wigbert, vor dem ich neben meiner Mutter gekniet habe, als ich noch ein kleiner Knabe war."

XVI.

Aus dem Rundbogenfenster eines römischen Palastes blickte Kaiser Otto auf die Dächer und

Türme der Ewigen Stadt hin, die im abendlichen Purpurschimmer erglänzten. Die Sonne war schon fast ganz gesunken, nur ein kleiner Teil ihrer Scheibe war noch am fernen Horizonte zu erblicken. Von tiefem, leuchtendem Rot war der Himmel überflossen. Einzelne Wolken schwammen auf der Glut dahin wie weiße Rosenblätter auf dunkelrotem Falernerwein.

Otto trat vom Fenster in das Gemach zurück, in dem außer ihm nur noch ein hochgewachsener Jüngling verweilte. Der blondbärtige und blauäugige Recke hieß Ansfried von Brabant, war des Kaisers Verwandter und Schwertträger und stand bei ihm in hoher Gunst, denn er war klug, weit über seine Jahre reif im Urteil und treu und tapfer.

„Ein wunderbares Land!“ begann Otto. „Wir sind im Hornung, und jenseits der Alpen liegt jetzt tiefer Schnee. Hier aber weht der Wind so lau wie bei uns im Lenz, und lange wird es nicht mehr währen, so springen die Knospen auf an den Bäumen, und die Blumen dringen aus der Erde hervor. Wie gefällt dir das Land Italien, Ansfried?“

„Gut, Herr Kaiser. Es ist ein lachendes, lustiges Land. Aber die Menschen, die es bewohnen, gefallen mir nicht. Sie sind nicht wert, in diesem Lande zu leben.“

„Warum mißfallen sie dir?“ fragte der Kaiser.

„Sie sind schmutzig und faul und feig und treulos.“

Otto nickte. „Das sind sie. Ihre Väter haben einst die halbe Welt erobert und waren die Tapfersten unter allen Menschen. Sie aber gleichen ihnen wenig.“

„Ich meine, Herr Kaiser, auch ihre Väter konnten unsern Vätern nicht widerstehen. War nicht Hermann, der Held, von dem die Sagen melden, von unserem Blute? Das Sachsenvolk ist von edlerer Art als sie, deshalb hat es der höchste Gott erhöht, hat jenen das Reich genommen und es uns gegeben. Unser König ist ihr Kaiser geworden, aber, Herr, sie tragen Eure Herrschaft widerwillig. Sie haben Euch heute zugejubelt, als Ihr mit der Frau Königin und dem Herrn Papste aus der Kirche Sankt Peters tratet und die Krone eines römischen Kaisers auf dem Haupte truget. Sie haben Euch auch Treue geschworen mit dem heiligsten Eide. Dennoch war ich erschrocken, als Euch der Herr Papst eine Leibwache von Römern anbot, und pries Eure Weisheit, als Ihr sie ausschluget. Hättet Ihr sie angenommen, so hätte ich ohne Befehl mit meiner Schar Euch vor Eurer Wache bewacht.“

Der Kaiser lachte. „Besorgtest du, daß sie mir die Treue brechen schon am ersten Tage?“

„Italienische Männer,“ grollte Ansfried, „brechen ihre Eide, wenn es sie nützlich dünkt, am ersten oder am hundertsten Tage, das gilt ihnen gleich viel. Nicht eine Stunde bindet sie das, was sie geschworen haben, in ihrem Gewissen.“

„Auch bei uns gibt es Leute, die ihrer Eide vergessen,“ sagte der Kaiser ernst.

„Es sind ihrer wenige, Herr. Und es ist ein Unterschied zwischen uns und jenen. Wird einer von uns eidbrüchig, so weiß er, daß er eine Sünde getan hat gegen den großen Gott, und daß er ein großer Schelm geworden ist. Darum kommt über die meisten später die Reue, und sie sühnen ihre Sünde dann durch um so größere Treue. War es nicht bei fast allen so, die an Euch gefrevelt haben? Einen italienischen Mann aber reut seine Untreue nur dann, wenn er einsieht, daß er Schaden davon hat. Bringt sie ihm Vorteil, so rühmt er sich ihrer vor der Welt und vor sich selber, und sein Gewissen beschwert sie nicht, weil er zumeist gar kein Gewissen hat.“

Der Kaiser lächelte. „Sprichst du das aus dir selber?“ fragte er. „Oder redet aus dir mein

Bruder Bruno, der dich in seiner Lehre gehabt hat, und von dem du zu mir kamst?"

„Herr Bruno hat öfters so ähnlich gesprochen," erwiderte Ansfried. „Und es deuchte mich —" er brach ab und errötete stark.

„Warum sprichst du nicht weiter?" fragte Otto verwundert.

„Mir fiel eben ein, daß den Herrn Kaiser meine weitere Rede kränken könnte, denn es ziemt mir nicht, dem Herrn Kaiser ungefragt zu raten."

„Sprich immerhin," entgegnete Otto. „Ich kann eine freie Rede wohl vertragen, wenn sie aus redlichem Herzen kommt, und ich verspreche, dir nicht zu zürnen."

„So will ich's Euch sagen, Herr. Es deuchte mich, Herr Bruno sei in großer Sorge, Ihr könntet diesem Volke zu viel vertrauen, weil sie sich treuherzig stellen und zu schmeicheln wissen. Und wenn ich es sagen darf: Auch dem Herrn Papste traut Herr Bruno nicht."

„Mein Bruder kann ohne Sorge sein. Ich traue keinem, der mit dem Wasser des Tiberflusses getauft ist, nicht einem!" Er wies auf zwei Kronen, die auf einem Marmortische standen, und deren bunte Steine im Abendlichte funkelten. „Diese Kronen, die heute mein Haupt schmückten und das Haupt der Königin Adalheid, hat uns

das Schwert meiner Deutschen gegeben, nicht die Liebe des Römervolkes. Das Schwert der Deutschen wird sie uns auch erhalten müssen, denn das italienische Volk gehorcht nur der Gewalt. Auch einem Herrn aus ihrem Blute würden sie nimmermehr treu sein, denn sie sind veränderlich wie das Wetter im Ostermond, und ihre große Lust ist es, sich zu verschwören und Aufruhr anzuzetteln. So denke ich, das wisse. Jetzt aber gehe zur Frau Königin und frage sie, ob sie zu mir kommen will. Ich habe mancherlei mit ihr zu reden."

Ansfried verließ das Gemach. Der Kaiser trat näher an den Tisch heran, auf dem die Kronen glänzten, und sah nachdenklich auf sie hernieder. Eine Falte erschien zwischen seinen Brauen, die sich immer mehr vertiefte. Er streckte die Hand aus und hob die größere von beiden wägend empor. „Stürbe ich heute, so wäre sie morgen eitler Tand!" murmelte er. Dann verfiel er in tiefes Sinnen. Er dachte an seinen Sohn Liudolf, der hier im Welschland einem tückischen Fieber erlegen war und den er so heiß betrauert hatte. Die Trauer überfiel ihn jetzt mit einem Male wieder und zugleich die Sorge um den Bestand dessen, was er erreicht und geschaffen. Sein Sohn Otto, den ihm Adalheid geboren hatte, war noch ein

Kind, und Liudolfs hinterlassener Sohn und der Heinrichs, seines Bruders, waren Kinder. Nahm ihn Gott hinweg, mußte eine Frau die Herrschaft in ihre Hände nehmen. Würde sie stark genug sein, die widerstrebenden Gewalten zu bändigen, die er selber nur mühsam hatte bändigen können? In Deutschland würde ihr ja Bruno zur Seite stehen und Gero und Hermann der Billunger, aber das eben eroberte welsche Land konnte sie schwerlich behaupten, und die Krone des großen Karl, die ihm heute der Papst auf das Haupt gesetzt hatte, ging seinem Geschlechte wieder verloren.

Der Eintritt Ansfrieds schreckte ihn empor aus seinen trüben Gedanken. „Herr," meldete der Jüngling, „die Frau Kaiserin hat sich schon zur Ruhe begeben. Es schmerze sie heftig das Haupt, sagten mir ihre Frauen, weil sie heute so viele Stunden lang die schwere Krone getragen habe."

Den Kaiser durchzuckte ein sonderbarer Schreck. In seiner Stimmung war er geneigt, ein Sinnbild oder gar eine Vorbedeutung darin zu sehen. „Ja, den Frauen ist die Last der Krone zu schwer," sprach er vor sich hin.

„Herr," meldete Ansfried weiter, „es steht jemand unten im Hofe, der mit Euch zu reden begehrt."

„Wer ist es?“

„Ein Pilger, Herr.“

„Kennst du ihn?“

„Ich konnte die Züge seines Antlitzes nicht erkennen, denn er trug den Pilgerhut tief ins Gesicht gedrückt, und es dunkelte schon unter den Steinlauben. Ein großer Mann ist es, und er spricht die Sprache der Sachsen.“

„Bescheide ihn, daß er morgen früh in der achten Stunde wiederkomme.“

Ansfried ging, kehrte aber eilends wieder. „Er läßt sich nicht abweisen, Herr Kaiser, und er sendet Euch diesen Beutel, den möchtet Ihr öffnen.“

Verwundert nahm der König eine kleine braune Ledertasche in Empfang und zerriß mit seiner starken Hand das Band, das sie umschnürte. Mit hellem Klange fiel ein schmaler Goldreif auf den Marmor des Fußbodens und hüpfte dann hoch an ihm empor. Ansfried fing ihn geschickt auf und reichte ihn dem Kaiser hin.

Der prallte zurück, als er ihn in der Hand hielt, und geriet in die größte Aufregung. „Botschaft ist das von Gero, dem Markgrafen und Herzog!“ rief er. „Führe den Pilger sogleich herauf!“

Eine kurze Weile später öffnete sich die Tür.

Eine gewaltige Gestalt im härenen Pilgermantel und breiten Pilgerhute erschien auf der Schwelle, und eine tiefe Stimme rief: „Gegrüßt seist du, Otto, Kaiser der Römer!“

Zugleich riß der Pilger den Hut vom Kopfe, und der Kaiser sah, daß Gero selbst zu ihm gekommen war. Er eilte auf ihn zu und umarmte ihn. Dann trat er zurück und rief: „Was bedeutet das, Gero? Diesen Ring gab ich dir vor Jahren. Du solltest ihn mir senden, sagte ich dir damals, wenn du in großer Not wärest und einer Hilfe dringend bedürftest. Und nun bringst du ihn selbst? Wie soll ich das deuten?“

„Deute es dahin: Ich bin in größter Not und bedarf deiner Hilfe, wie noch nie in meinem Leben.“

„Und warum kommst du nicht zu Roß und in Wehr und Waffen? Warum ziehst du als Pilgrim mir nach? Willst du ein Mönch werden?“

„Solltest du mir deine Hilfe weigern, und hilft mir auch der Herr Papst nicht aus meiner Seele Not, so lege ich dieses härene Gewand nicht wieder ab bis zu meinem Tode.“

Er sprach mit so schwerem Ernst, daß der Kaiser ihn erschrocken anstarrte. Dann schob er ihm selbst einen Stuhl hin und sagte, indem er sich gleichfalls niederließ: „Rede, Gero! Da du

als Pilger nach Rom gezogen bist, so schwant mir, daß du eine Sünde auf dich geladen hast. Hast du im Zorn einen Mann erschlagen?"

Gero schüttelte den Kopf. „Ich habe keinen erschlagen und keine Sünde getan. Aber ich begehre mit allen Kräften danach, zu tun, was in der ganzen Christenheit als unerhört und sündhaft gilt und es wohl auch vor dem Angesichte des ewigen Gottes ist. Und ich begehre dazu deine Hilfe, Kaiser Otto, und die Hilfe des Herrn Papstes."

„Was willst du tun?" rief der Kaiser.

„Erlaube mir, daß ich in meiner Rede weit aushole. Du weißt es, daß mein Sohn Siegfried gestorben ist wider alles Vermuten, als er schon fast genesen war von seiner Wunde, die er im Wendenkriege empfangen hatte. Du weißt auch, daß ihn ein Blutsturz dahinraffte am Abend des Tages, da ihm Hathui anverlobt ward als sein Weib. Ich war damals im Lande der Redarier und belagerte ihre Feste, weil ich es nicht über mich gewinnen konnte, zuzusehen, wie sie sein Weib wurde. Als ich heimkam aus dem Redarierkriege, war sie fortgezogen an den Hof zu Trebnitz, den ihr mein Sohn zum Wittum gesetzt hatte, und ich suchte sie nicht auf, denn es schien mir rätlich, ihr nicht wieder zu begegnen. Sie war ja nun meines Sohnes Weib."

Er hielt einen Augenblick inne, und der Kaiser rief dazwischen: „Und du hast sie doch wieder aufgesucht?“

„Höre weiter, Kaiser Otto: Bei meinem Hofe zu Gernrode lasse ich mir eine gewaltige Kirche bauen. In ihr sollten die Leiber meiner Söhne ruhen und meines Weibes und einst auch der meine. Auch das ist dir bekannt. Daneben aber, und das weißt du noch nicht, lasse ich auch ein Kloster aufmauern und wollte es begaben mit allem, was ich an eigenen Gütern besitze. Nur weniges wollte ich meinem Neffen Eisiko vererben, denn er ist selbst reich begütert. Ich aber dachte daran, meine Tage in diesem Kloster zu beschließen. Denn von meinem Blut und Stamm lebt niemand mehr auf Erden, warum sollt' ich mein Gut fremden Leuten hinterlassen? Ich wollte es den lieben Heiligen spenden, daß sie für mich bitten vor dem Throne des Allmächtigen und für die Meinen, die mir vorangegangen sind, daß uns ein Sitz bereitet werde in der Himmelshalle. Da kam eines Tages deine Mutter geritten, die Königin Mathildis, denn sie hatte gehört von meinem Vorhaben und wollte sich besehen, wieweit der Bau gediehen sei. Mit ihr kamen viele Frauen und unter ihnen auch Hathui, die bei ihr zum Besuch weilte in Quedlinburg. Sie wähnte

mich weit in der Ferne, sonst wäre sie schwerlich mitgekommen. Und daß ich es kurz erzähle, Kaiser Otto: Ich sah sie wieder, und der Zufall fügte es, daß wir allein waren. Da stand die Liebe in mir auf, die ich begraben hatte, und mein Blut brauste wie in den Tagen meiner Jugend, und ich umfing sie und küßte sie heiß und riß sie mit hinein in meinen Taumel, und sie versprach mir, daß sie mein Weib werden wolle, wenn der Herr Papst, der als Statthalter unseres Heilandes alles binden und lösen kann, die Erlaubnis dazu geben werde. Deshalb bin ich als Pilgrim nach Rom gekommen."

Er hielt inne und blickte nun dem Kaiser fest in die Augen, während er seine Rede mit gesenktem Haupte und stockender Stimme vorgebracht hatte. Mit wachsender Bestürzung hatte Otto seinen Worten gelauscht, und nun sprang er in hoher Erregung von seinem Sessel empor.

„Deines Sohnes Witwe willst du zum Weib nehmen? Deine Schwiegertochter heimführen? Unerhört in der Christenheit! Unerhört!"

„Seine jungfräuliche Witwe!" warf Gero mit ernstem Nachdruck ein.

„Und wenn auch!" rief der Kaiser. „Sie war doch sein Weib. Die Kirche hatte ihren Bund gesegnet, und nach den heiligen Satzungen der

Kirche war sie ihm unauflöslich angetraut. O Gero! Hättest du sie ihm genommen, als nur ihr Brautgelöbnis sie band! Du hättest dann die kleinere Sünde getan!"

„Wäre es wirklich die kleinere gewesen?" erwiderte Gero, düster vor sich niederblickend. „Damals hätte ich gefrevelt gegen einen lebendigen Menschen, meinen Sohn, den ich wohl in den Tod getrieben hätte. Jetzt frevle ich gegen eine Satzung der Kirche. Was ist größeres Unrecht, einem Menschen, den man lieb hat, sein Leben zu zerstören, oder eine Satzung zu verletzen?"

„Aber diese Satzung ist heilig!" rief der Kaiser. „Sie ist ein Gebot des allmächtigen Gottes. Brechen wir sie, so handeln wir gegen seinen Willen!"

„Kaiser! Wie oft haben wir wider Gottes Willen gehandelt, du und ich!"

„Ja, aber wir haben dann die Gnade des höchsten Gottes gesucht und unsere Sünde bereut und in der heiligen Beichte ihre Vergebung erlangt. Du indessen willst nun dein ganzes Leben aufbauen auf einem Frevel wider die Ordnung, die der Herr des Himmels aufgerichtet hat unter den Menschenkindern."

„Der weise Himmelsherr," entgegnete Gero, „hat es von der Welt Anfang an gewußt, daß

die Menschen seine Gesetze nicht immer halten können. Darum müssen die Juden und die Heiden alle verlorengehen. Seiner Christenheit aber hat er sich erbarmt, indem er den Priestern die Macht gab, Sünde zu vergeben auf Erden, und vor allem dem Herrn Papste die Gewalt verlieh, den Menschen hin und wieder das zu erlauben, was ihnen sonst verboten ist, auf daß sie nicht in Verzweiflung fallen. An ihn will ich mich wenden, und dich flehe ich an, Kaiser Otto, daß du mir deine Hilfe und deine Fürsprache beim heiligen Vater nicht versagst."

Des Kaisers Antlitz zog sich finster zusammen, und ein dumpfer Laut des Unwillens entfuhr seinem Munde. „Was verlangst du von mir, Gero!" rief er. „Heute hat mir der Papst die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt, morgen soll ich ihn dazu verleiten, etwas zu erlauben, was der Christenheit ein Ärgernis sein muß. Der höchste Hüter aller Gottesordnung in der Welt bin ich geworden und soll dazu helfen, daß etwas geschehe, was die heilige Sitte der Väter ebenso wie die Heilige Schrift verbietet? Was mutest du mir zu!"

Da stürzte Gero auf seine Knie und rief laut: „Verleidet ist mir das Leben ohne das geliebte Weib! Soll ich einsam hausen hinfort, so sei es

in der Zelle eines Klosters! Hilfst du mir nicht, und hilft mir der Papst nicht, so siehst du mich heute zum letzten Male!"

Erschüttert blickte der Kaiser auf den Knienden. Mitleid erfaßte ihn, und er gedachte an alles, was dieser Mann seit fünfundzwanzig Jahren für ihn und sein Reich getan hatte. Auch erschrak er bei dem Gedanken, daß sein Schwert in Zukunft rosten sollte. Gerade in der letzten Zeit hatte der mächtige Polenkönig eine verdächtige Haltung angenommen. Fehlte Gero an der Grenzwache im Osten, so war ein neuer Sturm der Slawenvölker auf das Reich zu besorgen.

Das alles wirkte in seiner Seele zusammen, ihn wankend zu machen. Er beugte sich zu ihm hernieder und legte die Arme um seinen Hals. „Stehe auf, mein Gero!" sagte er. „Was du begehrst, ist sündhaft. Aber ich denke deiner großen Treue gegen mich und will dir helfen, wenn es auch mein Gemüt belastet. — Könntest du sie nicht," rief er, einer plötzlichen Eingebung folgend, „könntest du sie nicht heimlich halten als dein Weib, so daß die Welt nichts erführe von eurer Verbindung?"

Gero erhob sich jäh und trat finster blickend einen Schritt zurück. „Nimmermehr! Das ver-

lange ich niemals von ihr, und sie würde niemals darein willigen. Entweder sie wird mein Weib in Ehren vor aller Christenheit, oder sie wird nicht mein Weib!"

Noch einmal kämpfte Kaiser Otto einen schweren Kampf in seinem Innern, aber dann gab er nach. „Es sei!" rief er. „Ich rede morgen in der Frühe mit Papst Johann! Heute aber nichts mehr davon! Du bleibst jetzt bei mir als mein Gast."

Gero faßte seine Hand. „Ich danke dir, Kaiser Otto! Ich danke dir! Doch dein Gast kann ich heute nicht sein. Als Pilgrim bin ich gekommen, als Pilgrim ziehe ich heimwärts. Solange ich dieses Gewand trage, ist Brot und Wasser meine Speise und mein Trank und der Erdboden meine Lagerstatt, und ich kann nicht weilen und nächtigen in Palästen. Wenn der Herr Papst mir meine Bitte erfüllt hat, komme ich zu dir und künde dir's. Bis dahin fahre wohl, Kaiser Otto!"

XVII.

Die Königin Mathildis saß auf ihrem geliebten Fensterplatze im großen Frauengemache des Königshofes vor Quedlinburg. Sie hatte das Fenster weit geöffnet und sog den frischen Blütenduft ein, der von draußen hereindrang.

Sie war allein, ihre Hände ruhten müßig in ihrem Schoße, und ihre klaren blauen Augen blickten sinnend und träumerisch ins Weite. Seit ihr Lieblingssohn Heinrich gestorben war, liebte die Königin mehr als früher die Einsamkeit, trug auch beständig ein Trauergewand, und das funkelnde Krönlein war aus ihrem Haar verschwunden. Sie war eine stille, alte Frau geworden; nur zuweilen flammte die Tatkraft, die ihr im Blute lag, wieder empor, besonders wenn es galt, eine Kirche oder ein Kloster zu gründen oder für eine fromme Stiftung eine Begabung zu erwirken. Dann schrieb sie noch Briefe oder entschloß sich sogar zu einer Reise. Aus anderen Anlässen verließ sie ihr Quedlinburg nicht mehr, und die Dinge dieser Welt waren ihr gleichgültig. Wenn ihr Geist sich nicht mit Dingen der Frömmigkeit beschäftigte, so lebte sie nur in Erinnerungen, und heute stürmten diese Erinnerungen besonders lebendig auf sie ein. Denn heute, am Tage des heiligen Mamertus, war einst ihr Gemahl als erwählter König der deutschen Stämme von Fritzlar zurückgekehrt nach Quedlinburg. Dort am Tore hatte sie ihn begrüßt. Es war ein heller Frühlingstag gewesen, wie der heutige, und es war dieselbe Stunde des Tages, denn wie damals warfen die Linden ihre breiten Schatten über

den Hof hin. Sie sah alles deutlich vor sich, was damals geschehen war, wie ihr Gemahl vom Rosse sprang, wie sie, weinend vor Glück und Stolz, an seinem Halse hing, und wie Herr Heinrich seinen Sohn, den siebenjährigen Otto, zu sich emporhob und küßte. Ihr Geist war ganz der Gegenwart entrückt und weilte in einer fernen Vergangenheit.

Daher überhörte sie es völlig, daß mehrmals an die Tür ihres Gemaches geklopft wurde, und fuhr erschrocken empor, als ihre vertraute Dienerin Richburg plötzlich vor ihr stand und sie anredete: „Die Frau Königin verzeihe mir, daß ich eintrete, ohne gerufen zu sein. Der Markgraf Gero ist angekommen und bittet, daß er vor das Angesicht der Frau Königin treten darf."

Verwirrt und bestürzt blickte ihr Mathildis ins Gesicht. „Gero? Wie ist das möglich?" stammelte sie. „Ich hätte doch sehen müssen, wie er einritt."

„Er ist nicht zu Roß gekommen und nicht mit seinen Mannen. Im Pilgerkleide und zu Fuß ist er über den Hof geschritten, und so hat die Frau Königin seiner wohl nicht achtgehabt."

Die Königin schüttelte verwundert den Kopf. „Gero, der Markgraf, im Pilgerkleide? Was hat das zu bedeuten? Führe ihn herein zu mir,

und dann laß mich mit ihm allein. Ich ahne, er wird mir etwas Absonderliches zu sagen haben."

Sie blickte gespannt nach der Tür, und als er nun eintrat, wäre ihr fast ein Laut des Schreckens entfahren. Denn gänzlich verwandelt erschien ihr der Mann, der ihr bekannt und vertraut war seit den weit zurückliegenden Tagen, da sie Mutterstelle an dem Frühverwaisten vertreten hatte. Von heiterer Gemütsart war er ja niemals gewesen; schon der Jüngling hatte etwas Ernstes und Verschlossenes, der Mann oft etwas Düsteres in seinem Wesen gehabt. Jetzt aber stand er so finster und gramvoll vor ihr, daß hir das Herz weh tat. Sein Haar war fast ergraut, die Wangen fahl und eingefallen, die mächtigen Augen lagen tief in ihren Höhlen.

Sie stand schnell auf, streckte ihm die Hand entgegen und rief: „Markgraf Gero, ich sehe, Ihr seid noch in tiefer Trauer um Euren Sohn, wie ich um den meinen. Wir können es wohl beide nicht überwinden und vergessen, daß wir die Menschen verloren haben, die uns auf Erden die Liebsten waren!"

„Sie ruhen in Frieden," erwiderte Gero mit tiefer Stimme. „Wohl denen, die so weit sind wie sie! Wohl allen, die erlöst sind von dem

Leben dieser Welt, das nichts ist als eine Last und eine unerträgliche Bürde!"

Die Königin blickte ihn erstaunt, fast betroffen an. Sie kannte Gero als einen Mann, der Gott und Christus und die Heiligen ehrte und mit dem Schwerte tüchtig war, die Feinde Gottes und seiner Kirche zu bekämpfen. Aber Worte der Weltentsagung hatte sie aus seinem Munde früher nie vernommen, und sie wunderte sich darüber.

Einer naheliegenden Gedankenverbindung folgend, fragte sie: „Ihr seid auf einer Pilgerfahrt? Wo kommt Ihr her, und wo wollt Ihr hin?"

„Ich komme aus Rom," gab Gero zur Antwort, „und ich kehre heim nach Gernrode, das ich nie wieder verlassen will, bis ich die Erde verlasse. Denn müde bin ich des Lebens, das mir alles nahm, was es mir gegeben, und keine Freude mehr für mich hat, sondern nur ein einsames Alter, und ich entsage der Welt!"

Die Königin fuhr zurück und schlug die Hände zusammen. „Ihr wollt ein Mönch werden, Markgraf Gero, Ihr?"

Gero neigte das Haupt. „Ich entsage der Welt," wiederholte er. „Und ich bin zu Euch gekommen, Frau Königin, Euch zu bitten, daß Ihr mir dazu helfet."

„Wie kann ich das?“ stammelte Frau Mathildis, noch ganz überwältigt von seinem unerwarteten Bekenntnis.

„Zuvörderst hört an, was ich Euch erzählen will. Ich möchte Euch beichten, wie man sonst nur einem Priester beichtet. Dann werdet Ihr erkennen, daß gerade Ihr mir helfen könnt.“

Die Königin ließ sich auf ihren Sitz nieder. „Kann ich's, so tue ich es gerne. Redet!“ sagte sie.

Da erzählte ihr Gero von seiner Liebe zu Hathui, der Witwe seines Sohnes, und wie er nach Rom gezogen sei, um des Papstes Erlaubnis zu gewinnen zur Ehe mit ihr.

Das Haupt der Königin sank während seiner Rede an die Wand zurück, und ihre Augen blickten ihn entsetzt an.

„Das hätt' ich nie von Euch gedacht, Gero, und nie von Hathui,“ unterbrach sie ihn, und ihre Stimme zitterte vor zornig-schmerzlicher Erregung. „Und ich begreife nicht, wie mein Sohn der Fürsprecher werden konnte solchen Frevels. Gelobt sei Gott, daß der Herr Papst nicht hörte auf Euch und ihn, und daß er Euch die Erlaubnis versagte!“

„Er hat sie nicht versagt, Frau Königin.“

Mathildis schnellte empor. „Was heißt das?“

„Hört weiter, wie sich alles begeben hat," fuhr Gero fort. „Am dritten Tage, nachdem ich bei Kaiser Otto gewesen war, wurde ich in den Palast gerufen, den sie den Lateran nennen. In einem Saale, der von Gold und Marmor glänzte, empfing mich ein Priester, der mir einen Beutel mit Silberstücken abnahm und dagegen einen Brief einhändigte. In dem Briefe, sprach er, sei alles geschrieben, was ich erbeten hätte von der Gnade des Herrn Papstes, der gern wolle der Hoheit des Kaisers gefällig sein. Da fragte ich ihn, ob ich dem Herrn Papste nicht einmal beichten könne, denn mich verlange danach, dem Vater der Christenheit mein Herz auszuschütten. Ihr hättet hören sollen, Frau Königin, welch tolles Gelächter er anschlug und wie seine schwarzen Augen glitzerten. ‚Unser Johann,' rief er, ‚ist jetzt mit anderen Dingen beschäftigt, der heilige Mann! Er wird schwerlich für Euch zu sprechen sein.' Dann schien ihm ein Einfall zu kommen, denn er krümmte sich von neuem vor Lachen und sagte: ‚Wenn Ihr den heiligen Vater der Christenheit sehen wollt, so geht diesen Gang hinauf und öffnet die Tür. Der Schelm war offenbar seines Herrn, des Papstes, geheimer Feind, sonst hätte er mir das nicht raten können. Ich gehorchte seinen Worten, denn ich wollte

doch dem Papst danken für seine Gnade, obwohl ich erkältet war in meinem Gemüte und unwillig über alles, was ich in seinem Palaste bisher gesehen hatte. Aber als ich die Tür geöffnet hatte, da entsetzte ich mich in meinem innersten Herzen und schlug sie wieder zu und floh mit einem Fluche von dannen. Denn ich hatte den Papst in den Armen einer Buhlerin gesehen. Und ich verließ Rom noch am selbigen Tage und ließ meine Leute nachkommen mit den heiligen Reliquien, die sie erhandelt hatten, und zog einsam meine Straße in schwerer Sorge und Bekümmernis des Herzens. Denn es schrie in mir: Auf dem Stuhle Sankt Peters sitzt ein Unwürdiger! Die Christenheit ist verwaist, hat zurzeit keinen obersten Hirten, durch dessen Mund der höchste Gott zu uns reden könnte. Hätten wir einen Papst, der ein heiliges Leben führte, so hätte ich seinen Spruch aufgenommen als eine Gnade des himmlischen Herrn, der seinem Knechte seine Schwachheit nachsehen will. Nun aber peinigte mich der Zweifel, ob dieser Sünder in Gottes Namen und mit der Vollmacht Christi, unseres Herrn, binden und lösen könne, und ob ich recht daran täte, den Brief zu nutzen, den er mir gegeben. Alle Tage betete ich inbrünstig zu Gott und rief alle Heiligen an, daß mir ein Zeichen gegeben

werde von oben her, und endlich nach vielen Tagen kam mir ein Zeichen.

Ich kehrte eines Abends in ein lombardisches Kloster ein, gerade als das Totenglöcklein geläutet ward und die Brüder auf dem kleinen Kirchhofe ein Grab auswarfen. Der Bruder Pförtner, der mich einließ, war ein Bayer, und ich konnte mich mit ihm unterhalten. Da fragte ich, wer gestorben sei, und er erwiderte: ‚Romuald ist gestorben, der vierzig Jahre da oben in den Bergen als Klausner gelebt hat. Hast du nichts von ihm gehört? Seit sie ihn gefunden haben am gestrigen Tage, tot in einer Felsenschlucht liegend und von Füchsen angefressen, wird in allen Herbergen und Wirtshäusern des Landes die schlimme Geschichte dieses Unseligen wieder aufgewärmt.' Da bat ich ihn, er möge mir diese Geschichte erzählen, und er begann: ‚In Brescia lebte vor mehr als vierzig Jahren ein reicher, alter Geizhals. Der sah einmal, als er an dem Laden eines Seilers vorüberkam, ein wunderschönes Mädchen drin stehen und verliebte sich in dieses Weib, und es erwachte die Gier in ihm, es zu besitzen. Nach einigen Tagen ging er zu ihrem Vater, dem Seiler, und überwand seinen Geiz und bot dem Alten viel Geld, wenn er ihm seine Tochter wollte zur Frau geben. Der Seiler

war arm und geldgierig und sagte sie ihm zu, obschon er sie bereits einem Jünglinge seines Standes versprochen hatte. Das war der Anfang von vielen bösen Dingen. Denn als der verliebte Greis mit dem Mädchen getraut war und sie ins Ehegemach geleiten wollte, da stürzte ihm der betrogene Liebhaber entgegen, der sich heimlich ins Haus geschlichen und dort verborgen hatte. Er tötete den alten jungen Ehemann durch einen Dolchstoß und wollte sich dann der Braut bemächtigen, aber als unvermutet Leute herbeikamen, erstach er sich selbst, um dem Strange zu entgehen.

„Die Witwe des Ermordeten, die also noch Jungfrau war, zog in das Haus ihres Gatten und lebte darin, und obwohl viele sie zum Weibe begehrten, so erhörte sie doch keinen, bis einer kam, den sie leider allzu gern sah. Das war eben jener Romuald, den wir nachher begraben, und er war der Sohn des getöteten Alten, und sie war seine Stiefmutter, da sie seines Vaters Eheweib geworden war. Der kehrte ein Jahr nach seines Vaters Tode zurück aus Byzanz, wo er als kunstreicher Goldschmied für den griechischen Kaiser viele kostbare Geschmeide gefertigt hatte. Da nun die beiden füreinander entbrannten, kamen sie überein, den Herrn Papst

zu bitten, er wolle ihnen erlauben, einander zu ehelichen, denn in Unehren wollte sie ihm nicht angehören. Und sie pilgerten nach Rom und gaben der Fürstin Theodora viel Geld, die des Papstes Geliebte war und alles über ihn vermochte. Und der Papst segnete die Ehe mit eigenen Händen ein und gebot den Leuten in Brescia, sie für rechte Eheleute zu halten. Aber als sie ihrem Manne ein Kind gebar, da war es blind und starb ein Jahr nach der Geburt, und das nächste war ein Wechselbalg, der starb auch bald nach der Geburt, und das dritte war tot, als es zur Welt kam. Da verfiel die Frau in Schwermut und mußte in ihrem Gemache bewacht werden, daß sie sich kein Leids antäte. Und als ein Jahr später die Pest ausbrach, hatte ein frommer Mann ein Gesicht in der Nacht und trat dann hin vor das Haus der beiden und schrie mit überlauter Stimme: „Wehe, wehe! Solange die Sünde nicht ausgetrieben wird aus der Stadt, so lange wird die Seuche nicht weichen! Das hat mir Sankt Johannes, der Evangelist, im Traume offenbart.“ Siehe, da lief das Volk zusammen, und es wurde ein großes Getümmel, und sie schrien und forderten, Romuald der Goldschmied solle auf der Stelle aus der Stadt entweichen. Und er packte seine Schätze auf ein

Roß und setzte sein Weib, das in seinem Irrsinn jammerte und sich sträubte, vor sich in den Sattel und ritt von dannen. Das Volk aber lärmte hinter ihnen drein und warf nach den beiden mit Steinen, und ein Stein traf das Weib an die Schläfe, daß es starb. Da streute Romuald sein Gold auf die Straße, ließ sein Roß laufen und schleppte sein totes Weib in die Berge und begrub es dort, und sich selbst baute er eine Klausnerhütte und lebte fortan in der Wildnis. In Brescia aber war die Seuche erloschen, es starb vom nächsten Tage an niemand mehr, woraus zu ersehen war, daß jene beiden große Sünde getan hatten, als sie einander zur Ehe nahmen, obwohl sie der Herr Papst selber zusammengegeben hatte.'

So erzählte der Mönch, Frau Königin, und gerade als er geendet hatte, ward der Sarg Romualds des Klausners aus der Kirche getragen, und die Brüder folgten ihm mit einem dumpfen Gesange. Ich aber stand wie erstarrt, und es war mir, als sei ein Blitz vor mir niedergefahren. Denn die Sünde des Mannes, den sie hier zu Grabe trugen, war meine eigene Sünde. Er hatte gefrevelt wider Gottes Ordnung, wie ich freveln wollte, und Gott hatte seine Sünde heimgesucht und sich nicht gekümmert um des

Papstes Spruch, und freilich war auch jener Papst ein verwerflicher Mensch gewesen wie der jetzige. Ich erschrak so, daß ich zu Boden fiel und hart aufschlug mit der Stirn auf einen Stein. Da kam ich von Sinnen und ward ins Kloster getragen, als wäre ich tot. Dann ergriff mich ein schweres Fieber, und ich lag viele Wochen krank, bis ich um das heilige Osterfest durch die Gnade der Heiligen genas. Auch meine Seele war genesen, und ich wußte nun den Weg, den ich zu gehen hatte. Ich zog heimwärts, und als ich über die Eisack schritt, da nahm ich den Brief, den mir der Papst Johann gegeben hatte, riß ihn in Stücke und warf sie in das brausende Wasser. Denn ich hatte erkannt, daß ich dem Glücke entsagen müsse, wonach mein Herz begehrt hatte."

Er hielt einen Augenblick inne, und die Königin erhob sich. Sie hatte Tränen in den Augen, als sie auf ihn zuschritt und ihm die Hand bot. „Der allmächtige Gott hat Euch in seiner Gnade vor großer Sünde bewahrt und die Christenheit vor einem großen Ärgernis. Auch um Hathuis willen bin ich hocherfreut, daß Ihr den rechten Weg gefunden habt. Sie hatte wohl, so denke ich, nur in einem Rausche der Sinne eingewilligt, Euer Weib zu werden wider Gottes Ordnung,

und später hätte sie die Reue im Herzen elend und friedlos gemacht."

Gero senkte sein Haupt tief auf die Brust hernieder. „Um ihretwillen komme ich zu Euch, Frau Königin. Ich weiß, sie hat Euch liebgewonnen und verehrt Euch sehr. So möchte ich denn, daß sie aus Eurem Munde meinen Willen erfahre."

„Warum wollt Ihr nicht selber zu ihr gehen und ihr sagen, was Euch den Sinn gewandelt hat? Meint Ihr, sie werde Euch umstimmen wollen mit Bitten und Tränen?"

„Nein, das meine ich nicht. Wohl werden viele Tränen ihren Augen entströmen, denn sie hat mich seit langem schon lieb. Aber mit Bitten wird sie mich nicht bestürmen, dazu ist sie viel zu stolz. Vielleicht wird sie einsehen, daß ich nicht anders handeln konnte, und daß ich ihr selbst zum Heile ihr weh tue. Denn Ihr redet recht, Frau Königin, in ein paar Jahren würde die Reue in ihr erwachen und ihr Herz zermalmen. So sie es aber nicht einsieht, so muß ich's tragen, daß sie mich verachtet."

Die Königin sah mit innigem Mitgefühl auf den Mann, der kummervoll zu Boden blickte, und sprach nach einigem Besinnen: „Es wäre wohl eine kleine Sünde, wenn wir ihr sagten, der Papst habe seine Erlaubnis verweigert."

Da hob Gero schnell den Blick und sah ihr vorwurfsvoll in die Augen. „Meine Feinde," rief er, „habe ich oft mit Listen getäuscht. Wer mir vertraute, dem habe ich nie gelogen. Ich wundere mich, daß Ihr —"

„Es war nur ein Einfall!" warf die Königin rasch dazwischen, und eine schnelle Röte huschte über ihre welken Wangen hin. „Mich reut, daß diese Worte über meine Lippen gekommen sind. Den Weibern liegt es allzu nahe, Listen und krumme Wege zu suchen. Wir sagen ihr die Wahrheit. Aber, Markgraf Gero, warum wollt Ihr das nicht selber tun? Meint Ihr, daß es ihr weniger bitter ist, wenn sie Euren Entschluß aus meinem Munde erfährt? Oder fürchtet Ihr Euch davor? Es liegt nun wiederum den Männern nahe, daß sie dem gerne aus dem Wege gehen, was ihnen unbehaglich und peinlich ist."

Gero senkte wieder den Blick und entgegnete langsam und zögernd: „Ich wäre bereit, ihr alles selbst zu sagen, was ich Euch gesagt habe, aber ich fürchte mich, daß ich schwach werde in meinem Willen, wenn ich sie vor mir sähe in ihrer Anmut."

„Wie?" rief die Königin. „Ich denke, Ihr habt der Liebe zu ihr entsagt?"

„Der Liebe zu ihr?" rief Gero. „Nein, Frau

Königin, da habt Ihr mich falsch verstanden. Ich will ihrem Besitze entsagen, will auf sie verzichten, weil es sein muß um der Ordnung Gottes willen. Aber die Liebe zu ihr, die kann ich nimmermehr aus meiner Brust reißen. Nein, nimmermehr! Wisset Ihr, Königin Mathildis, weshalb ich aus der Welt scheiden will? Nicht nur, weil mein Haus verödet ist, und weil ich alles verloren habe, woran mein Herz hing, und weil ich erkenne, daß die Dinge dieser Welt nichtig sind wie verwehender Rauch. Ich fürchte mich vor mir selber, deshalb berge ich mich hinter den heiligen Mauern. Der Weg ist nicht weit, der von Magdeburg nach Trebnitz führt, und vielleicht würde eines Tages das Verlangen allzu mächtig in mir, ihn zu wandeln. Und dann könnte etwas geschehen, was uns beide, mich und sie, bitter gereute. Damit das nicht jetzt geschehe, will ich sie nicht wiedersehen." Er bog ein Knie und blickte flehend zu der Königin empor. „Deshalb bitte ich Euch, an meiner Statt mit ihr zu reden, und ich flehe Euch an, mir die Bitte nicht zu versagen. Ihr werdet die rechten Worte finden, die ihr nicht allzu weh tun."

Frau Mathildis war erschüttert. Die Tränen brachen ihr aus den Augen, und mütterlich, wie sie es einst wohl getan, als er noch ein Knabe

war, legte sie ihm die Hand aufs Haupt. „Ich will es tun, Gero! Ach, wie leid ist mir's um Euer Geschick, und wie tief wird es meinen Sohn schmerzen, wenn er Euren Entschluß vernimmt! Ihr seid ja einer von seinen Getreuesten, und er liebt Euch mehr als die meisten Menschen. Ich müßte wohl, wenn ich an ihn gedenke, Euch abreden von Eurem Entschlusse und Euch zürnen, weil Ihr ihn verlassen wollt."

Gero verharrte in seiner knienden Stellung und erwiderte mit schwermütigem Ernst: „Redet mir nicht ab, Königin Mathildis, denn es würde vergeblich sein. Zürnt mir auch nicht, denn das wäre mir sehr leid. Wohl schmerzt's mich, daß ich hinfort nicht mehr werde reiten in Kaiser Ottos Diensten, und ich weiß es, auch er wird das bitter beklagen. Doch bald werden andere an meine Stelle treten, er hat ja der Diener genug, und es sind treue und tapfere Männer unter ihnen."

„Ihr aber," rief die Königin, „waret ihm mehr als ein hoher und treuer Diener! Ihr waret sein Freund aus Jugendtagen, dem er ganz vertraute! Schmerzlich, schmerzlich wird er Euch vermissen!"

„Ja, ich war sein Freund und werde es bleiben, solange ich atme," sprach Gero. „Ich werde für ihn beten in meinem Kloster, und meinen Rat

kann er jederzeit finden, wenn er ihn sucht. Nur mit dem Schwerte kann ich ihm nicht mehr dienen, denn ich muß das Heil meiner Seele bedenken. In der Welt finde ich den Frieden nicht. Wäre ich ein wendischer Heide, durchbohrte ich mich mit meinem Schwerte. Da ich aber ein Christ bin, so suche ich die Ruhe in einer Klosterzelle, und was ich habe, stelle ich in den Dienst des Himmelsherrn. Darum zürnt mir nicht, Königin Mathildis, und laßt mich mit Eurem Segen ziehen. Tut so, wie Ihr tatet vor langen Jahren auf der Pfalz zu Merseburg, da ich als Siebzehnjähriger vor Euch kniete, ehe ich mit König Heinrich auszog zur Hunnenschlacht."

Da beugte sich die Königin zu ihm hernieder und legte ihm noch einmal die Hand aufs Haupt. Ihre Tränen fielen auf seine Stirn herab, und mit halberstickter Stimme sagte sie: „Gott sei mit Euch, Gero, und seine Heiligen mögen Euch schirmen und seine Engel Euch umschweben! Nehmt meinen Segen und zieht in Frieden!"

XVIII.

Vier Tage später löste Königin Mathildis ihr Versprechen ein. Sie hatte Hathui, die in Trebnitz weilte, zu sich entboten, und es war ihr ein-

gefallen, daß es doch eigentlich ihre Pflicht wäre, ihr zunächst einmal ernste Vorhaltungen zu machen. Denn Hathui hatte doch durch ihre Bereitwilligkeit, Geros Weib zu werden, eine Schuld auf sich geladen, und man mußte ihr deshalb ins Gewissen reden. Aber als sie in das blasse Antlitz und in die todestraurigen Augen des jungen Weibes blickte, da kam ein großes Erbarmen über sie, und sie ließ jeden Vorwurf beiseite. Mit den mildesten und schonendsten Worten teilte sie ihr Geros Entschluß mit, und als sie geendet hatte, nahm sie Hathui in ihre Arme und redete liebreich und tröstlich mit ihr, wie eine Mutter mit ihrem Kinde, und hatte die Genugtuung, daß die anfängliche steinerne Starrheit der Jungfrau sich in einem Strom von Tränen löste.

„Bleibe fürs erste bei mir, Hathui," sagte sie. „Du bist so einsam in Trebnitz. Es könnte dir dort grauen in der Einsamkeit, wenn dich die schweren Gedanken überfallen."

Hathui schüttelte den Kopf. „Laßt mich ziehen, Frau Königin," erwiderte sie traurig. „Ich passe nicht unter Menschen, denn von dem, was mich bewegt, kann ich mit keinem reden. Und vor der Einsamkeit graut mir nicht. Ich sehne mich danach und habe mich schon längst daran gewöhnt, allein zu sein."

Dabei blieb sie, und alles Zureden der Königin konnte ihren Sinn nicht ändern. Am andern Tag ritt sie wieder hinweg von Quedlinburg nach dem stillen Hofe an der Saale, der jetzt ihre Heimat war. Dort lebte sie in tiefster Einsamkeit, suchte niemand in der Umgegend auf und ward von niemand aufgesucht. Tage, Wochen zogen dahin, die Blüten des Frühlings verwelkten, auf den Äckern trat das Korn in die Halme, blühte und begann zu reifen. Hathui merkte kaum, wie die Welt sich wandelte. Sie spann sich ganz ein in ihren Gram, und nichts, was ihre Dienerinnen ihr erzählten, vermochte ihre Teilnahme zu erregen, nicht einmal das Gerücht, die Wendenvölker seien wieder in Unruhe, und der Polenherzog habe sich mit ihnen verbündet, und es drohe von Osten her die Gefahr eines großen Krieges. Früher hätte das ihr Blut in Wallung gebracht, jetzt kümmerte sie sich nicht darum. Sie wollte nichts sehen und hören von dem, was in der Welt geschah. Am liebsten wäre sie gestorben, denn ihr graute vor dem Leben, das vor ihr lag.

Da drang ein Ruf aus der Welt zu ihrem Ohr, dem sie sich nicht entziehen konnte. Eines Tages ritt eine Schar Gewappneter in Trebnitz ein, und ihr Führer befahl der Herrin des Hofes,

zu Roß zu steigen und ihm zu folgen. Der Bruder des Kaisers, Herr Bruno von Köln, des Reiches Verweser, während Otto in Italien weilte, sei nach Quedlinburg gekommen und begehre zu reden mit Hathui, Graf Wichmanns Tochter, Graf Siegfrieds Witwe.

Hathui verwunderte sich des Befehls, denn sie hatte den Erzbischof nie gesehen und konnte sich nicht denken, was er von ihr wolle. Aber einen Widerstand versuchte sie nicht, ließ vielmehr für sich und zwei ihrer Frauen sogleich die Rosse zäumen und ritt mit den Reisigen nach Quedlinburg, wo sie in tiefer Nacht anlangte.

Am andern Morgen ward sie in das große Gastgemach des Königshofes geleitet, und es ward ihr bedeutet, dort auf den Erzbischof zu warten. Der hochwürdige Herr lese drüben in der Kirche des heiligen Wigbert eine Messe. Es verging wohl eine halbe Stunde, ehe die Tür sich öffnete und der Erzbischof eintrat. Er trug ein schlichtes Mönchsgewand und machte den Eindruck eines schwer leidenden Mannes. Auf den feinen Zügen seines Antlitzes lag eine fast durchsichtige Bläße, und seine Augen glänzten wie die eines Fieberkranken.

Hathui erhob sich und wollte ihm ehrfürchtig die Hand küssen, denn sie wußte, daß er ein heiliger

Mann war. Aber er entzog sie ihr, und mit seinen schlanken, blutleeren Händen machte er über ihr das Zeichen des Kreuzes und forderte sie auf, ihren Sitz wieder einzunehmen. Er selbst setzte sich nicht, sondern lehnte sich ihr gegenüber an die Wand und begann: „Meine Mutter, die Königin, hat mir von Euch erzählt, Frau Hathui, und ich habe Euch bitten lassen, zu mir zu kommen. Ich wäre selbst zu Euch geritten nach Trebnitz, aber ich muß meine Gesundheit schonen und meide alle Reisen, die nicht ganz nötig sind. Aber mit Euch reden wollte ich, darum mußte ich Euch holen lassen. Es dünkt mich, Ihr könntet dem Reiche einen großen Dienst erweisen."

„Ich?" rief Hathui verwundert und schnellte fast von ihrem Sitze empor.

Um die schmalen Lippen des Erzbischofs zuckte ein flüchtiges Lächeln. „Ja, Ihr!" erwiderte er. „Aber damit Ihr die Bitte versteht, die ich an Euch richten will. muß ich Euch zuvor einiges sagen über die Lage des Reiches in dieser Zeit. — Der Kaiser ist in Italien, wie Ihr wohl wißt. Er hat dort zu kämpfen mit viel Tücke und Verrat und Empörung, und verließe er jetzt das Land, so möchten wohl die Früchte aller seiner bisher errungenen Siege dort verlorengehen. Das wissen die Feinde des Reiches wohl, und sie gedenken,

die Zeit zu benutzen. Misecka, der Herzog der Polen, sammelt ein Heer und hat die Lausitzer aufgewiegelt. Noch sind die unterworfenen Völker der Wenden nicht aufgestanden; wenn aber ein Heer von Polen und Lausitzern gegen uns heranzieht, so werden sie sich gewißlich zu ihren Stammesbrüdern schlagen, und der größte aller Slawenkriege hebt an. Wen soll ich gegen sie aussenden? Hermann der Billunger liegt gegen Harald den Dänenkönig auf der Lauer, und außer ihm haben wir nur einen, von dem wir wissen, daß er ein wahrer Feldherr ist, und dessen Name schon die Slawen schreckt. Das ist Gero, der Markgraf."

Er blickte sie bei diesen Worten durchdringend an. Über Hathuis Antlitz flutete eine dunkle Röte, und sie senkte die Stirn. „Es ist Euch bekannt, Herr," sagte sie leise, „daß er der Welt entsagt hat und ein Mönch geworden ist."

„Noch hat er das Gelübde nicht abgelegt!" entgegnete der Erzbischof. „Und selbst wenn er die Weihe schon empfangen hätte, könnte die Kirche ihm Dispens erteilen. Aber er weigert sich. Zweimal hat er meine Boten abgewiesen, jetzt reite ich selbst zu ihm, aber ich bin in großer Sorge, daß er auch mich abweist. Darum soll mich jemand begleiten, der Einfluß hat auf seinen eisernen Willen, und das sollt Ihr sein!"

Hathui stieß einen Schrei aus, und Leichenblässe bedeckte mit einem Male ihr Gesicht. „Das verlangt nicht von mir!“ rief sie.

„Warum nicht?“

Hathui wandte sich von ihm ab und erwiderte mit zitternder Stimme: „Hat Euch die Frau Königin nicht gesagt, was zwischen uns geschehen ist — daß er der Welt entsagt hat, weil ich sein Weib nicht werden konnte?“

„Meine Mutter hat mir alles gesagt.“

„Wie könnt Ihr dann von mir fordern, daß ich ihn aufsuche? Er hat mich geflohen, und ich soll zu ihm gehen? Nur wenn er in Todesnot nach mir verlangte, täte ich das!“

„Ihr wollt mir nicht folgen?“ rief der Erzbischof.

„Ich kann nicht, Herr.“

Auf den Wangen des Erzbischofs erschienen große rote Flecke, und seine Augen sprühten. Er faltete rasch die Hände und sprach ein kurzes Gebet, um den in ihm auflodernden Zorn zu ersticken. Endlich sprach er hart und schneidend: „Weigert Ihr Euch, so tut Ihr eine Sünde wider Euer Volk. Denn Euer Wort könnte ihm vielleicht den Retter zurückgeben, der es behütet vor großem Schaden. Alle Eure Schuld könntet Ihr sühnen, aber Ihr wollt nicht.“

„Ich habe keine Schuld!“ rief Hathui mit blitzenden Augen. „Ist ein Weib schuldig, weil ein Mann es liebgewinnt? Was kann sie dafür?“

Zornig blickte sie dem Erzbischof ins Gesicht, aber sie senkte ihre Augen sogleich wieder zur Erde hernieder. Denn sie konnte den Strahl dieser Augen nicht ertragen, die auf ihr ruhten, als könnten sie ihr ins Innerste ihres Herzens sehen.

„Ihr täuscht Euch selbst,“ sagte der Erzbischof. „Wie hätte Gero an Euch, seines Sohnes Witwe, das Ansinnen stellen können, sein Weib zu werden, wenn er nicht wüßte, daß Ihr ihn liebtet! Habt Ihr nicht eine verbotene Liebe in Eurem Herzen genährt, wahrscheinlich eine lange Zeit hindurch? Und habt Ihr ihn niemals Eure Liebe merken lassen?“

Wie Hammerschläge fielen seine Worte auf Hathuis Herz. Es war ja alles wahr, was er sagte. Ohne Schuld war sie nicht. Sie hatte in einem Augenblicke des Überraschtseins und der Schwäche sich dem Manne verraten, den sie liebte und doch eigentlich nicht lieben durfte, und sie hatte seiner Werbung Gehör geschenkt, die Sünde war.

Sie schrie laut auf und stürzte auf ihre Knie, das Antlitz in heißer Scham zu Boden senkend.

Aber mitleidslos redete Bruno von Köln weiter: „Euer Gewissen bezeugt es Euch, daß Ihr nicht ohne Schuld seid. Ihr habt dem Reiche und meinem Bruder, dem Kaiser, den besten Mann entfremdet. Er will ein Mönch werden um Euretwillen, weil er sich selbst nicht vertraut. Er fürchtet, daß die Begierde, die Eure Schönheit in ihm entfacht hat, eines Tages wiederkehren könne, und daß sie ihn dann hinreißen könne zu ruchlosem Tun, da er Eure Liebe kennt und weiß, daß Ihr ihm nicht zu widerstehen vermöget. So verliert das Reich durch Euch den, der ihm helfen könnte aus großer Gefahr."

„Redet nicht weiter, Herr Erzbischof!" rief Hathui und erhob sich von ihren Knien. Hochaufgerichtet stand sie vor ihm, mit funkelnden Augen, aber totenbleichem Antlitz. „Was Ihr mir sagt, ist die Wahrheit. Ich habe mein Herz nicht gehütet, ich habe Schuld geladen auf meine Seele. Aber ich will sie sühnen, soweit ich's vermag. Mein Gut gebe ich der Kirche, ich selber entsage der Welt. Er soll nicht in Sorge sein, mir irgendwo zu begegnen und dann zurückzufallen in seine Sünde. Auf daß er in der Welt bleiben kann, gehe ich aus der Welt, denn an mir ist nichts gelegen!"

Aufs höchste überrascht, blickte der Erzbischof sie an. „Ihr wollt den Schleier nehmen?“

„Noch heute klopfe ich an die Pforten des Klosters droben auf dem Steine! Das schwöre ich Euch!“ rief Hathui.

„Aber zuvor reitet Ihr mit mir nach Gernrode?“

„Nein, Herr. Das ist nicht not. Sagt ihm, was ich tun will, und was ich geschworen habe. Sagt ihm, daß ich im Kloster weile, schon während Ihr mit ihm redet. Da mag er erkennen, daß der Weg für ihn frei ist, und er wird Euch glauben, Herr. Ich aber kreuze seines Lebens Pfad nicht mehr.“

Sie neigte das Haupt gegen den Erzbischof, und ehe er ein Wort erwidern konnte, war sie aus dem Gemache geschritten.

XIX.

Vor dem Portale der Kirche zu Gernrode stand Gero auf einen Stab gelehnt und sah zu, wie an dem gewaltigen Bauwerk Stein zu Stein sich fügte. Hunderte fleißiger Hände regten sich dort vom frühen Morgen bis in den späten Abend, und mit schier zauberhafter Schnelligkeit wuchsen die Mauern des Klosters und des Gotteshauses empor. Im Lenze des vorigen Jahres war der

Grundstein zur Kirche gelegt worden, jetzt war sie so weit vollendet, daß man Gottesdienst in ihr hätte halten können, wenn es nicht noch an allem Schmucke des Innenraumes gefehlt hätte. Aber bis jetzt war er ganz leer bis auf einen mächtigen Steinsarg, der in seiner Mitte stand. In ihm wollte Gero seine Ruhestätte finden, wenn sein Herz aufgehört hatte zu schlagen, und es schien eine Ahnung in seiner Seele zu leben, daß der Sarg nicht lange mehr auf ihn zu harren brauche. Denn er trieb die Werkleute mit fieberhaftem Eifer zur Arbeit an, als ob er befürchte, die Vollendung des Baues nicht zu erleben.

Auch jetzt rief er einigen Maurerleuten, die sich droben auf ihrem Gerüste allzu lässig in ihrer Arbeit zeigten, strafende Worte zu und überhörte dabei gänzlich, daß eine kleine Reiterschar um die Wegecke gebogen war, denn das Geräusch der Pferdehufe ward durch das Hämmern und Meißeln in der Runde beinahe übertönt. Erst das Schnauben eines Rosses dicht hinter seinem Rücken veranlaßte ihn, sich herumzuwenden. Er blickte in das ihm wohlbekannte Antlitz des Erzbischofs Bruno von Köln.

Der Kirchenfürst schwang sich aus dem Sattel, was er nicht ohne Mühe und mit schmerzverzogenem Antlitz vollbrachte. Dann schritt er auf Gero zu

und begrüßte ihn aufs freundlichste. Der aber zeigte sich kühl und förmlich, und an seinen zusammengezogenen Brauen war zu erkennen, daß ihm der Besuch unlieb war.

„Ich habe vieles mit Euch zu reden, Markgraf Gero," begann Bruno. „Führt mich in ein Gelaß, wo wir miteinander allein sind."

„So folgt mir, Herr," erwiderte Gero und schritt seinem Hofe zu. Schweigend legten die beiden den Weg zurück.

Gero stieß den Riegel einer hohen Tür zur Seite und forderte durch eine Handbewegung seinen Gast auf, den Vortritt zu nehmen. Es war die große Halle des Hauses, in die er ihn führte. Trinkgefäße standen auf den Gesimsen, und an den Wänden hingen Bären- und Wolfsfelle, Elch- und Hirschgeweihe von ungeheurer Größe, Zeugen einstiger Jagderfolge des Besitzers. Aber der große Raum sah unwohnlich aus. Dichte Spinngewebe überzogen alles, worauf einst das Auge des Hausherrn mit Lust und Stolz geruht haben mochte.

„Ich wohne in diesen Räumen nicht mehr," sagte Gero, „und kein Fuß betritt sie. Meine Wohnstätte ist jetzt eine kahle Zelle. Aber einen Gast wie Euch darf ich dorthin nicht führen."

Bruno lächelte. „Ich bewohne in meinem

Palaste zu Köln auch nur eine Zelle, wie ein geringer Mönch. Aber es ist gleich, wo wir miteinander reden. Wir sind hier allein und sicher vor Lauschern?"

„Ganz sicher. Laßt Euch nieder, Herr."

Ein paar Augenblicke saßen die beiden stumm einander gegenüber. Dann hub Bruno an: „Ihr und ich, Gero, in demselben Gewande! Wer hätte das früher jemals gedacht!"

„Vieles in der Welt kommt anders, als wir zuvor denken," entgegnete Gero düster. „Wer hätte es denken sollen, daß mir Gott beide Söhne nehmen und mein Geschlecht verderben werde!"

„Hadert Ihr mit Gott?" fragte der Erzbischof schnell.

„Ich hadere nicht mit ihm. Ich füge mich in seinen Willen. Noch einmal wollte ich als Alternder mein Haus von neuem aufbauen, aber ich habe erkannt, daß Gott unser Herr es nicht will. Darum habe ich entsagt."

„Ihr habt recht daran getan, Markgraf Gero, denn Euer Begehren war Sünde."

Gero richtete sich auf und warf ihm einen finsteren Blick zu. „Was wißt Ihr davon?"

„Was meine Mutter mir gesagt hat, und sie hat mir, denke ich, alles gesagt, was sie wußte."

„Das war unrecht von der Frau Königin.

Denn was sie wußte, war ihr im geheimen anvertraut," versetzte Gero herbe.

„Mir mußte sie es kund tun, Markgraf Gero. Ich begehrte zu wissen, was Euch dazu getrieben hat, der Welt zu entfliehen, denn es ist meine Pflicht als Verweser des Reiches, Euch zu bitten und zu mahnen, daß Ihr Euren Willen ändert und in die Welt zurückkehrt."

Gero heftete seinen Blick fest auf das Antlitz des Erzbischofes und entgegnete: „Ihr mahnt mich dazu? Ihr, ein Fürst und eifriger Diener der Kirche?"

„Ich mahne Euch eben um der Kirche willen. Sie braucht Männer, die beten, und Männer, die das Schwert führen. Durch beides wird sie auf Erden ausgebreitet, durch beides! Meint Ihr, wir Sachsen wären Christen geworden durch die Boten des Friedens, die zu uns kamen? Die haben unsere Väter erschlagen. Wir sind Christen geworden durch das Schwert des großen Karl. Dann erst konnten die Priester des Herrn Kirchen und Klöster gründen und das heilsame Wort predigen in unseren Landen. Was der große Karl uns war, das solltet Ihr nach Gottes Willen den Wenden sein, ein Bringer des göttlichen Heils durch das Schwert. Und Ihr seid es gewesen bis hierher. Ziehen nicht unsere Send-

boten jetzt in Scharen über die Elbe? Stehen nicht überall Tempel des wahren Gottes, wo sonst Tempel der Götzen standen? Ertragen die Alten da drüben das mit Murren und hören sie nicht auf, im Herzen Diener des Teufels zu sein und seiner Dämonen, so wächst doch ein anderes Geschlecht heran nach ihnen, das gegründet ist auf das Evangelium des heiligen Christ. Das wird Euch danken und preisen, Euch, der ihre Väter schlug, und dem sie fluchten."

„Ja!" rief Gero, und ein heller Strahl brach aus seinen Augen. „Das habe ich getan mit Gottes Hilfe, und ich hoffe, der Herr im Himmel wird damit meine vielen und schweren Sünden zudecken, wenn ich stehen muß vor seinem Gerichte!"

„Und nun," fuhr der Erzbischof fort, „nun braust ein Sturm daher, der alles zerstören kann, was Ihr geschaffen habt, und Ihr wollt beiseite stehen? Meint Ihr, daß Ihr dem Himmelsherrn und seinem Sohne besser dient, wenn Ihr Euch in eine Zelle vergrabt und dort betet, als daß Ihr das Schwert weiterhin braucht, das Gott selbst in Eure Hand gelegt hat? Zum Kriegsmann seid Ihr geboren und von Gott bestimmt, so dient ihm als Kriegsmann. Das sage ich Euch, dem Gott den Hirtenstab in die Hand gelegt hat."

Unruhig und bewegt gab Gero zur Antwort: „Es sind andere da, die das aufrechterhalten können, was ich gebaut habe. — Aber was ist Euch, Herr?“ rief er bestürzt und sprang empor von seinem Sitze. Denn es sah aus, als ob der Erzbischof auf der Stelle sterben solle. Sein Haupt sank vornüber, und Leichenfahlheit überzog sein Antlitz. Die Augen hielt er geschlossen, und der Mund war von Schmerzen verzogen.

Der Zustand hielt wohl eine Minute lang an, während Gero ratlos vor ihm stand und nicht wußte, was er tun sollte. Dann mit einem Male kehrten Farbe und Leben in das Gesicht des Erzbischofs zurück. Er schlug die Augen auf und richtete sich mühsam empor.

„Es war ein Anfall der Schwäche, womit mich Gott zuweilen heimsucht,“ sagte er mit einem schmerzlichen Lächeln. „Ich murre nicht dawider, denn auch der große Apostel Sankt Paulus war damit behaftet, und so bin ich gewürdigt, seine Passion zu leiden. Erschreckt Euch darüber nicht. Wir wollen weiter reden! — Ihr sagtet,“ fuhr er mit schweren Atemzügen fort, „es könnten andere an Eure Stelle treten und Euer Werk fortführen? Ihr seid im Irrtum. Einen Mann hat Kaiser Otto noch, der Euch gleicht, Hermann Billung. Aber der muß das

Land wider die Dänen schirmen, denn Wichmann und Eckbert sind zum Dänenkönig geflohen und schüren und hetzen, und Harald Blauzahn ist ein falscher Mann und hat scharfe Hauer. Die anderen in Kaiser Ottos Diensten mögen tüchtige Männer sein, aber sie sind unerprobt. Ihr aber seid den Slawen furchtbar seit mehr als zwei Jahrzehnten. Wenn sie hören, Ihr führt das Heer gegen sie, so entsinkt ihnen der Mut. Darum ist es Eure Pflicht, den Befehl zu übernehmen über die Scharen, die der Kaiser gegen sie ins Feld senden will."

„Herr!" gab Gero in großer Unruhe zurück, „ich habe dreiunddreißig Jahre lang das Schwert geführt gegen sie und gegen die anderen Feinde des Kaisers. Habe ich nicht ein Recht darauf, zu ruhen von der schweren Blutarbeit, da nun meines Lebens Abend herniedersinkt?"

Der Erzbischof machte eine abwehrende Handbewegung. „Ein Bauer mag von solchem Rechte reden oder ein Handwerker. Der legt, wenn er in die Jahre kommt, den Pfluggriff oder den Hammer in die Hand seines Sohnes und spricht: Nun tue, was ich getan habe, und ich will ruhen und Feierabend machen. Die Großen aber auf Erden, die Gott zu seinen Werkzeugen gemacht hat, die dürfen nicht also handeln. Für sie gibt

es keinen Feierabend. Sie dürfen nicht rasten und nicht das Schwert oder den Schreibgriffel aus der Hand legen, wenn es ihnen gefällt, denn allzu nötig ist ihr Tun den Menschenkindern. Für sie gibt es erst Ruhe, wenn ihre Glieder sich im Tode strecken."

„Ich denke, diese Stunde wird bald für mich kommen," entgegnete Gero dumpf. „Meine Kräfte beginnen zu verfallen, und mein Haar ist grau geworden. Ich bin nicht der mehr, der ich vor einigen Jahren war. Ich bin ein verlöschendes Licht."

„Bin ich das nicht?" fragte der Erzbischof düster. „Ihr habt gesehen, wie es mit mir steht. Mein Leib ist eine gebrechliche Hülle, und jeden Tag muß ich gewärtig sein, daß Gott meine Seele heimruft. Ich reise mit Beschwerden, ich rede mit Beschwerden. Wenig Schlaf kommt des Nachts auf meine Lider, denn allezeit muß ich denken und sinnen über dieses Reiches Geschäfte und über die Händel dieser Welt, obwohl ich mich sehne, heimzukommen und meinen Pilgerstab niederzulegen und einzugehen in den Frieden der Kinder Gottes. Wißt Ihr, warum ich so tue, Markgraf Gero? Weil geschrieben steht: Man sucht nichts bei den Haushaltern Gottes, denn daß sie treu erfunden werden. Treu sein will ich

meinem himmlischen Herrn und treu meinem Bruder, dem Kaiser Otto, dem Gott die Krone gegeben hat. Und Ihr, Markgraf Gero? Denkt an die Eide, die Ihr dem Kaiser geschworen! Denkt an die Freundschaft, die Euch und ihn verbindet seit Euren Kindheitstagen! Denkt an die Treue, die er Euch stets gehalten! Und wenn Ihr all dessen gedenkt — Markgraf Gero, könnt Ihr zweifeln, daß Gott Euch ruft durch meinen Mund?"

Er hatte sich in hoher Erregung erhoben, und auch Gero war von neuem aufgesprungen. Auge in Auge standen sich die beiden gegenüber, und in Geros Augen funkelten Tränen.

„Es sei!" rief er. „Noch einmal reite ich aus in Kaiser Ottos Diensten und zu Gottes Ehre! Aber wenn mir Gott den Sieg gegeben hat, so kehre ich zurück in meine Zelle! Und Ihr versprecht mir, mich nicht daran zu hindern. Denn die Welt ist mir verleidet. Ich will nicht wieder zurück in ihr Treiben!"

Der Erzbischof war während seiner Worte niedergekniet und betete laut: „Ich danke dir, mein Vater im Himmel, daß du meine Worte gesegnet hast!" Dann erhob er sich und sprach: „Ihr braucht die Welt nicht mehr zu meiden, Markgraf Gero. Ich weiß es, daß Ihr Sorge

tragt, einer zu begegnen, an der Euer Herz hängt. Aber Ihr begegnet ihr nimmermehr. Noch ehe ich zu Euch ritt, trat Frau Hathui über die Schwelle des Klosters auf dem Steine. Sie will eine Braut Christi werden!"

Da schrie Gero laut auf und sank auf seinen Sitz zurück. „Sie opfert sich für mich!" stöhnte er. Plötzlich hob er das Haupt, und ein funkelnder Blitz aus seinen Augen traf den Erzbischof. „Habt Ihr sie dazu überredet, Herr?"

Bruno erhob den Schwurfinger und sprach feierlich: „Gott und seine Heiligen sind dessen Zeugen, daß ich sie mit keinem Worte beredet habe, diesen Schritt zu tun."

Da sank Gero wieder zusammen, und die mächtigen Hände auf die Knie stützend, das Haupt tief zu Boden gesenkt haltend, saß er lange in dumpfem Schweigen da. Dann stand er langsam auf, und sein Antlitz, über das noch eben die Tränen geronnen waren, zeigte den alten Ausdruck der Härte und Entschlossenheit.

„Sie hat das Rechte für sich gewählt," sagte er fest. „Ein Weib wie sie liebt nur einmal in seinem Leben. Versagt ihr Gott, was sie ersehnt, so ist ihr die Welt freudlos. Sie hat recht getan. Gott gebe ihr Frieden! — Ich aber rüste mich zu meiner letzten Heerfahrt!"

XX.

Ein neuer Lenz war in die Wälder und Auen des Harzgebietes eingezogen, und sein frisches Grün hatten die frommen Schwestern auf dem Steine bei Quedlinburg dazu benutzt, ihre Kirche, in der König Heinrichs Gebeine ruhten, festlich auszuschmücken. Denn der greise Bischof von Halberstadt hatte seinen Besuch angesagt. Er wollte persönlich dem Kloster künden, welch hohe Gnade ihm Kaiser und Papst erwiesen hatten. Jener Papst Johann, der die Tiara geschändet hatte durch sein lästerliches Leben, war von Kaiser Otto abgesetzt worden. Ein neuer Heiliger Vater hatte den Stuhl Petri bestiegen und ließ nun die Sonne seiner Huld über das Kloster erstrahlen, das dem Kaiser, der ihn erhöht hatte, so lieb und teuer war.

Im Wipertikloster drunten im Tale hatte der Prälat genächtigt und klomm nun in der Morgenfrühe an der Spitze eines unabsehbar langen Zuges von Priestern und Laien mühselig den steilen Pfad empor. Am Tor des Klosterhofes harrten seiner die Königin Mathildis und ihre jugendliche Enkelin, die den Namen der Großmutter trug und dazu bestimmt war, dereinst hier als Äbtissin zu gebieten. Hinter ihnen standen die Nonnen, eine stattliche Zahl, zumeist Töchter

der edelsten Familien des Landes. Sie alle sanken auf die Knie, als der Kirchenfürst in den Torweg trat, und empfingen so den bischöflichen Segen. Dann bewegte sich der Zug unter feierlichem Geläut der Glocken in die Kirche. Die Königin und das königliche Kind an ihrer Seite sowie der Bischof nahmen in reichverzierten Stühlen Platz, die vor dem Altar aufgestellt waren, dicht hinter ihnen die derzeitige Äbtissin und dann in langen Reihen die Schwestern des Klosters. Das Gefolge des Bischofs und die Leute aus der Stadt, die mit heraufgekommen waren, füllten das Gotteshaus bis auf den letzten Platz; selbst in den Gängen in der Mitte und an den Seiten standen sie dicht gedrängt.

Ein Jubelgesang des Chores leitete die Feier ein. Darauf erhob sich der Bischof und trat vor den Altar, der Menge sein Antlitz zuwendend. Er war ein gewaltiger Mann, der eher zum Kriegsdienst als zum Dienst an den Altären geschaffen schien. Sein fast kahles Haupt bedeckte die von Edelsteinen funkelnde Inful. Das edelsteinbesetzte Kreuz auf seiner Brust verdeckte ein riesiger, schneeweißer Bart.

Ein großer Redner war Bischof Bernhard nicht. Die Sätze kamen ungelenk und stockend über seine Lippen. Aber die Stimme war noch

hell und scharf und ließ seine hohen Jahre keinem merken. Er sprach so laut, daß auch die seine Worte verstanden, die keinen Eingang mehr gefunden hatten und draußen stehen mußten.

Zuerst rühmte er in einer langen Rede die Frömmigkeit der erhabenen Frau Königin und ihres in Gott ruhenden Gemahls, der diese Kirche gestiftet hatte zur Ehre Gottes. Dann sprach er vieles von den großen Taten und Verdiensten des ruhmwürdigen Kaisers Otto, dem die Welt einst den Beinamen des Großen geben werde, ebenso wie dem Kaiser Karl, der das Christentum in die Gaue der Sachsen getragen habe. Endlich ließ er sich von einem Kleriker eine lateinische Urkunde geben und las sie vor. „Und damit auch ihr," setzte er hinzu, „die ihr der Sprache der Römer nicht kundig seid, wissen möget, was diese Schrift besagt, so will ich's euch kundtun. Der gnädigste Herr Kaiser hat den Herrn Papst gebeten, ihm den Schutzbrief zu bestätigen, den er diesem Kloster einst gegeben hat, und der Herr Papst hat das getan aus der Fülle seiner apostolischen Vollmacht. So ist denn das Kloster, geweiht den hohen Heiligen Sankt Dionysius und Sankt Servatius, ein freies Stift, in weltlichen Dingen niemandem untertan als dem Herrn Kaiser, in geistlichen Dingen

niemandem untertan als dem Herrn Papste, und die Äbtissin und die anderen Oberinnen kürt der Konvent der Schwestern nach freier Wahl, die nur der Bestätigung bedarf durch die Oberhäupter der Kirche und den Beherrscher des Reiches."

Durch die Reihe der Nonnen ging eine lebhafte Bewegung, und auch im Volke begannen viele zu flüstern und zu murmeln. Bischof Bernhard stellte durch eine gebieterische Handbewegung die Ruhe wieder her und fuhr dann fort: „Eines aber verlangt der ruhmwürdige Herr Kaiser von den Schwestern des Konvents mit Zustimmung des Herrn Papstes, und ihr alle werdet gleich hören, was das ist. Vor kurzem ist der teure Held, Markgraf Gero, der Herzog der östlichen Mark, heimgekehrt von dem Kriegszuge, den er zum Schutze des Reiches und für das Evangelium unseres Heilandes unternommen hatte gegen die wilden Polen und Lausitzer. Als man im vorigen Jahre das Korn mähte, zog er hinaus mit einem starken Heere. Sieben Monate und mehrere Wochen war er in den Heidenlanden und brach bei den starken Frösten des Winters die Burgen der Heiden, die im Sommer nicht zu stürmen sind, weil Sumpf und Wasser sie umgeben. Er hat sie auch geschlagen in einer großen Schlacht,

und das Land der Lausitzer hat er ganz und gar eingenommen und den Polenkönig gezwungen, mit vielem Gelde den Frieden zu erkaufen.

Aber Gott hat es zugelassen, daß eines Heiden Schwert ihm eine schwere Wunde schlug. Sie will auch nimmer ganz verheilen und vernarben. Krank und siech ist er heimgekehrt und erwartet den baldigen Zerfall seiner irdischen Hülle."

Ausrufe des Schreckens und der Bestürzung wurden bei diesen Worten des Bischofs überall in der Kirche laut und übertönten den Schrei, den Hathui ausstieß. Mit schreckensstarren, weitgeöffneten Augen blickte sie nach dem Bischof hin, der nun mit erhobener Stimme fortfuhr: „Nur noch Wochen, vielleicht nur noch Tage hat der Held zu leben, und er weiß das und hat es mir selbst gesagt, als ich gestern auf seine Bitte zu ihm geritten war. Er freut sich darauf, daß er die Bürde dieses zeitlichen Lebens ablegen kann, und die Fürbitte der Heiligen wird ihm wohl schnell den Himmelssaal erschließen, wenn seine Seele sich vom Leibe geschieden hat. Denn, hört es, all sein Gut hinterläßt er dem Kloster, das er gegründet hat zu Gernrode. Er wollte, so hatte er sich's gedacht, seine Tage beschließen in diesem Kloster, aber seit Monden weiß er, daß er den Tag schwerlich erleben wird, an dem

man es vollendet. Darum hat er seinen Sinn geändert, nicht Mönche sollen dort beten, sondern fromme Schwestern wie in Quedlinburg. Und er hat Briefe gesandt an den Herrn Kaiser und an den Herrn Papst, als er noch in Heidenlanden war, und sie haben ihm alles bewilligt, was er begehrt hat. Und so befiehlt der Herr Papst: Wie einst in König Heinrichs Tagen die jüngsten Nonnen von Wendhusen hierher versetzt wurden, so sollen jetzt von hier die zwölf jüngsten Schwestern übersiedeln nach dem neuen Kloster zu Gernrode, wenn es fertig gebaut sein wird. Ich frage die hohe Frau Königin, dieses Klosters Schutzherrin, ob sie den Spruch anerkennen will oder Verwahrung dagegen einlegen will bei dem Herrn Papste?"

Frau Mathildis erhob sich und erklärte mit fester Stimme: „Ich verliere die Schwestern ungern, aber ich füge mich dem, was des Kaisers und des Herrn Papstes Weisheit für gut findet."

„So mögen diese zwölf," rief der Bischof, „wenn der Tag der Klosterweihe in Gernrode kommt, hinüberziehen und den Stamm der neuen Gemeinschaft bilden, der sich, wie ich hoffe, bald viele andere Jungfrauen zugesellen! Und an eine unter ihnen ergeht eine besondere Botschaft des

Herrn Papstes. Tritt her zu mir, Hathui, Graf Siegfrieds Witwe, auf daß ich sie dir hier vor der Frau Königin und allem Volke künde und dir die Hand auflege zum Segen!"

Mit zögernden Schritten näherte sich Hathui dem Altare und stand mit tief geneigtem Haupte vor dem Kirchenfürsten. Der entfaltete ein anderes Dokument, das er in der Hand getragen hatte, und las: „Auf Bitten Unseres besonders geliebten Sohnes Gero, des Markgrafen und Herzogs, verordnen Wir, Johannes, Knecht der Knechte Gottes, daß Hathui, Tochter des Grafen Wichmann und Schwiegertochter jenes ruhmwürdigen Gero, dem Kloster in dem Orte Gernrode vorstehen soll als seine erste Äbtissin, was auch der Wille des Herrn Kaisers ist, und erteilen dieser Hathui Unseren apostolischen Segen."

Erschüttert sank Hathui vor dem greisen Priester auf die Knie, und er legte ihr die Hand aufs Haupt. „Er liebt mich noch. Er hat nicht aufgehört, mich zu lieben, und seine letzte Erdensorge gilt mir!" Dieser Gedanke erfüllte sie ganz und gar, und sie hörte kaum die Worte des Segens, die der Bischof über sie sprach: „Der allmächtige Gott und seine Heiligen mögen dich geleiten auf deinen Wegen, und die Gnade Jesu Christi unseres Herrn und seiner hochgebenedeiten

Mutter gebe dir Stärke und Kraft zu deinem heiligen Amte, daß du es führst zu Ehren Gottes, zu deinem und deiner Mitschwestern ewigem Heile!"

Wie eine Träumende erhob sie sich dann und wollte auf ihren Platz zurückkehren. Aber plötzlich fühlte sie sich an der Hand gefaßt. Die Königin zog sie zu sich und küßte sie auf die Wange. „Nimm auch meinen Segen, liebes Kind," sagte sie leise. „Und setze dich hier an meine Seite, neue Domina von Gernrode."

„Nun wollen wir —" begann Bischof Bernhard, aber er brach ab und blickte unwillig nach der Tür hin. Dort war ein Lärm entstanden, denn ein großer starker Mann im Harnisch drängte sich rücksichtslos durch die murrende Menge und schritt dann gerade auf den Altar zu.

„Was soll das? Was wollt Ihr?" rief der Bischof.

„Herr, ich kann nicht warten, bis Ihr zu Ende seid," erwiderte der Krieger. „Mich sendet Herr Gero, der drüben in Gernrode im Sterben liegt. Er begehrt Frau Hathui noch einmal zu sehen, die seines Sohnes Weib war."

Mit einem lauten Schrei fuhr Hathui empor und warf sich dann der Königin zu Füßen. Angstvoll flehend blickte sie ihr ins Antlitz und stammelte: „Ihr erlaubt mir, zu reiten?"

Frau Mathildis sah sie lange ernsthaft an, dann erwiderte sie: „Reite hinüber und nimm Abschied von dem, was dich an diese Welt bindet. Und triffst du ihn lebend, so sage ihm, daß ich von Herzen für ihn bete."

— — — — — — — — — — — — — —

Gero war kurz nach Mitternacht mit bohrenden Schmerzen in der Brust von seinem Lager aufgefahren. Die Wunde, die er fast an derselben Stelle trug, wo sie sein Sohn getragen hatte, war wieder aufgebrochen, und wenn auch sofort ein Verband darauf gelegt wurde, so wurde der Held doch von Stunde zu Stunde schwächer, und er fühlte, daß er sich innerlich verblutete.

Als das Morgenrot heraufschimmerte, wußte er, daß er sterben mußte, und es ergriff ihn eine große Sehnsucht danach, noch einmal das Weib zu sehen, das er liebte, den einzigen Menschen, an dem noch sein Herz hing. Er sandte Boten aus, sie herbeizuholen. Dann ließ er sich wappnen und über die Eisenrüstung das Büßerhemd anlegen, das er getragen hatte auf seiner Fahrt nach Rom, und rechts und links gestützt von zwei Knechten, schritt er hinüber zur Kirche. Denn neben dem Hochaltare, der die Reliquien großer Heiliger barg, wollte er stehend den Tod erwarten. Aber als seine Kräfte gänzlich

schwanden, so daß er nicht mehr aufrecht stehen konnte, da befahl er, man solle ihn in seinen Steinsarg betten, daß dort das Ende über ihn käme. Dort lag er, in Decken gehüllt und mit dem alten Mantel bedeckt, den er in allen seinen Wendenkriegen getragen, und von dem er sich niemals trennte, wohl zwei Stunden lang und kämpfte mit dem Tode, und der Tod ward immer mehr Herr über ihn. Schon sah man, wie seine Züge sich veränderten, und der Priester, der zu seinen Füßen stand, begann eine Sterbelitanei zu beten. Die in der Kirche versammelten Kriegsleute sanken, einer nach dem andern, auf die Knie, um für die Seele ihres sterbenden Herrn zu beten.

Plötzlich erklang draußen der Hufschlag heranstürmender Rosse, und eine laute Stimme schrie: „Nicht weiter, Herrin! In der Kirche wollte er seinen Tod erwarten!“

Gleich darauf trat Hathui in das Gotteshaus, blickte erst wirr um sich, eilte dann mit raschen Schritten auf den Sarg zu und beugte sich über den Liegenden. Er schlug die Augen auf und erkannte sie noch. Denn ein Lächeln glitt über sein Gesicht, und mit der letzten Kraft richtete er sein Haupt empor. Aber gleich sank es wieder zurück; das Leuchten verschwand aus seinen Zügen,

ein letztes tiefes Aufseufzen — und seines Lebens Kampf und Not war vorüber.

Da warf sich Hathui laut aufschluchzend über die Leiche hin und küßte das bleiche Antlitz des Toten, und ihre Tränen flossen unaufhaltsam.

Noch lag sie so, als über ihr die Glocken zu dröhnen begannen, die Glocken, die mit ihren hallenden Klängen weit hinaus ins Land die Kunde trugen, daß Gero, der große Markgraf, Kaiser Ottos treuester Diener, zur Stunde gestorben sei.

Von **Paul Schreckenbach** erschien ferner
im gleichen Verlage:

Der deutsche Herzog

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege

Zehntes Tausend

Einbandzeichnung von A. Felix-Schulze

Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Literarisches Zentralblatt für Deutschland: .... Mit geschichtlicher Treue wird Bernhards ritterliches Walten und seine unentwegt nationale Haltung im weiteren Verlaufe der kriegerischen und politischen Wandlungen bis zu seinem Siegeslaufe im Elsaß und seiner Beseitigung durch französisches Gift vorgeführt .... Die dramatisch bewegte, in steter Spannung erhaltene Haupthandlung wird noch durch eine Reihe von scharf umrissenen Charakteren der Nebenpersonen belebt, die als Freunde oder Widersacher der deutschen Richtung des Herzogs hervortreten .... Allenthalben vereinigen sich in dem meisterhaften geschichtlichen Romane volle Beherrschung des historischen Stoffes und reiches künstlerisches Können.

Bücherwarte, Eilenburg: .... Die prächtige Gestalt des Herzogs Bernhard von Weimar, dieses kerndeutschen Mannes in undeutscher Zeit, wird als ein reiner und großer Charakter, nicht ohne Fehl, aber offen und treu, gezeichnet, — eine rechte deutsche Soldatennatur, deren Bild sich leuchtend abhebt von dem düstern Hintergrunde der furchtbaren, trostlosen Zeit. Und still und fein zieht sich durch die rauhen Ereignisse die edle und reine Liebe des deutschen Herzogs zu Kunigunde von Anhalt. — Das Buch ist, wieder in echt Schreckenbachscher Kunst, ein machtvoller Sang auf deutsche Heldentreue und deutsche Heldenkraft.

Th. H. H. in Süddeutsche Zeitung, Stuttgart: .... In einem ausgesprochen schlichten, ruhigen und doch plastischen Stil, ohne überflüssiges sprachliches Zierrat, ... ziehen die interessanten Bilder aus der vierten und fünften Periode des Dreißigjährigen Krieges an uns vorüber . ... Zur unterschiedlichen Kennzeichnung welschen und deutschen Wesens sind die Szenen am französischen Hof fesselnd und lehrreich. Das Buch ist eine richtige Lektüre für die jetzige Zeit.

Kölnische Zeitung: .... Schreckenbach erzählt frisch, spannend und farbig. Er erweitert den Stoff nicht zu einem Kulturbilde, gibt sich nicht mit Episoden ab, sondern hält das Interesse andauernd für die alleinherrschende Figur seines Helden fest ....

Von **Paul Schreckenbach** erschienen ferner im gleichen Verlage:

Die letzten Rudelsburger

Roman aus dem Mittelalter

Broschiert M. 4.— 15. Tausend. Gebunden M. 5.—

Leipziger Neueste Nachrichten: Die reife Könnerschaft dieses Dichters hat uns in diesen letzten Rudelsburgern wieder ein Meisterstück gegeben, um dessentwillen wir ihn lieben müssen, und das von seinen kommenden Schöpfungen ... das Schönste und Beste an ethischer Kraft und künstlerischer Vollendung erhoffen läßt."

Deutsche Tageszeitung, Berlin: „... Schreckenbach weiß das Kulturgeschichtliche sehr fein in den Rahmen des Ganzen einzuweben, läßt über dem Einzelschicksal das Ganze nicht zurückstehen. Und so liegt ein reifes Werk vor uns, das sich seinen übrigen Büchern vollwertig an die Seite stellt."

Um die Wartburg

Roman aus dem Mittelalter

Broschiert M. 4.— 15. Tausend. Gebunden M. 5.—

Deutsches Lehrerblatt: „Paul Schreckenbach ist ein Meister des historischen Romans, und auch in dem Roman ‚Um die Wartburg' bewundern wir seine Meisterschaft auf diesem Gebiete, insonderheit auch seine klare, schlichte Darstellungsgabe und seine packende, lebendige Charakterschilderung. ..."

Das Land: „... Klare, schlichte Sprache, dramatisch fortschreitende Handlung, von glühender Vaterlandsliebe durchweht, prächtige Schilderung der Thüringer Lande und dazu eine Reihe dichterisch geschauter und doch lebenswahrer edler Gestalten aus jener Zeit: das findet der Leser in diesem Buche vereint. Darum sei es warm empfohlen."

Von **Paul Schreckenbach** erschien ferner
im gleichen Verlage:

Der König von Rothenburg

Eine alte Reichsstadtgeschichte

Broschiert M. 4.— **20. Tausend.** Gebunden M. 5.—

Die Wartburg: „Der schwere Ernst der Erzählung ist vom lachenden Humor der derben Raubritterstreiche Eppeleins von Gailingen durchwirkt. Alles in allem ein vollwertiger geschichtlicher Roman mit kunstvollem Aufbau und unablässig vorwärts drängender Handlung, nirgends gespreizte Butzenscheibenhistorie."

Kölner Frauenzeitung: „Das neue Buch Schreckenbachs gehört zu den **sympathischen Erscheinungen auf dem Büchermarkte. Atemlos folgen wir dem Erzähler** und können das Buch erst aus der Hand legen, wenn der gewaltige Mann an dem Hasse seiner Feinde zugrunde gegangen ist."

Der böse Baron von Krosigk

Roman aus der Zeit deutscher
⁘ Schmach und Erhebung ⁘

Broschiert M. 4.50 **19. Tausend.** Gebunden M. 6.—

Hamburger Nachrichten: „Der Held dieses Romanes ist jener Heinrich von Krosigk, dessen glühenden preußischen Patriotismus und wilden Wagemut Treitschke, Droysen, Freytag und viele andere in ihren Geschichtswerken rühmend erwähnen, und dessen Name von dem Denkmalskreuz des hohen Ilsensteines weit ins Land hinausleuchtet. Ein höchst eigenartiger, schroffer und unbeugsamer, dabei aber edler und liebenswerter Mensch ist dieser unbändige Junker. Es ist dem Verfasser gelungen, auf Grund der Akten des Poplitzer Schloßarchivs, der Erinnerungen alter Leute und zahlreicher gedruckter und ungedruckter Quellen **ein sehr lebendiges, historisch treues Bild dieses Mannes** sowie seiner ungewöhnlichen Taten und Schicksale zu zeichnen. Dabei ist das Buch **von echt vaterländischer Gesinnung durchweht.** Also ein Werk, das weitestgehender Förderung in jedem Sinne wert ist."

Über den Wassern: „Ja, ich gestehe es, meine der Tränen entwöhnten Augen wurden feucht, als ich am Ende war, um 2 Uhr nachts. **So hat mich noch selten ein Buch ergriffen."**

Von **Paul Schreckenbach** erschienen ferner im gleichen Verlage:

Der getreue Kleist

Ein Roman aus der Zeit des großen Königs

Broschiert M. 4.— 10. Tauf. Gebunden M. 5.—

Hamburger Fremdenblatt: „Dieser hier müßte der getreue Kleist heißen." Das Wort des alten Fritz hat das von dem Dichter und Streiter unzertrennbare Epitheton geschaffen. Und Paul Schreckenbach, dem wir schon manches Werk aus der Geschichte wackerer deutscher Edelleute verdanken, hat in formvollendeter trefflicher Weise ein Bild dieses eigenartigen Menschen gezeichnet."

Leipziger Neueste Nachrichten: „Eine feine edle Persönlichkeit, dieser Held und Poet, ein prächtiger Charakter, ein Elitemensch. Schreckenbach stellt ihn in den Mittelpunkt einer gediegenen Erzählung ... Ein Buch voll Kraft und Reinheit, ein bestes deutsches Volks-Familienbuch."

Die von Wintzingerode

Roman aus dem 16. Jahrhundert

Brosch. M. 4.— 8. Tauf. Geb. M. 5.—

Grazer Tagblatt: „Ein ganz vorzüglicher historischer Roman! Der Verfasser ist durchaus Herr des Stoffes geblieben, und nirgends hat das antiquarische oder geschichtliche Interesse den Dichter verdrängt. Deshalb darf seine große Erzählung einen Platz unter unseren besten geschichtlichen Romanen beanspruchen und kann allen, die an solchen Geschmack finden, auf das wärmste empfohlen werden."

Literarische Rundschau: „... Das Buch selbst ist ein ergreifendes und mit feiner Dichterhand ausgeführtes Kunstwerk, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen."

Weitere geschichtliche Romane

Rudolf Hans Bartsch, Das deutsche Leid. Ein Landschaftsroman. 35. Tausend Geh. M 5. -, geb. in Leinen M. 6.50, in Halbpergament M. 7.—

Paul Burg, Die Sendung der Gräfin Marie Barbara. Roman. 4. Tausend. Geh. M. 4.—, geb. M 5.—

Max Dreyer, Der deutsche Morgen. Das Leben eines Mannes. 10. Tausend. Geh. M. 4.50, geb. M. 6.—

Emil Ertl, Ein Volk an der Arbeit. Hundert Jahre Deutschösterreich im Roman. 3 Bände. Geh. in Leinen M. 19.—, in Leder M. 25 —

Franz Karl Ginzkey, Der von der Vogelweide. Roman. 9. Tausend. Geh. M. 5.—, geb M. 6.—

Franz Karl Ginzkey, Der Gaukler von Bologna. Roman. 5. Tausend. Geh. M. 3 50, geb. M. 4.50

Rudolf Greinz, Abtissin Verena. Roman. 9 Tausend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Hans Hart, Vom trotzigen Sterben. Novellen. 2. Tausend. Geh. 3.—, geb. M. 4.—

Rudolf Heubner, Juliane Rockox. Roman aus der Zeit der niederländischen Renaissance. 5. Tausend. Geh. M. 4.50, geb. M. 6.—

Rudolf Heubner, Das Wunder des alten Fritz. Eine fröhlich-ernste Geschichte. 5. Tausend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Robert Hohlbaum, Österreicher. Ein Roman aus dem Jahre 1866. 5. Tausend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Karl Krobath, Sterben. Roman aus Kärnten. 2. Tausend. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Adam Müller-Guttenbrunn, Der große Schwabenzug. Roman. 11. Tausend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Adam Müller-Guttenbrunn, Die Glocken der Heimat. Roman. 12. Tausend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Adam Müller-Guttenbrunn, Barmherziger Kaiser! Roman. 10. Tausend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Peter Rosegger, Peter Mayr, der Wirt an der Mahr. Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit. 32 Auflage. Geb. in Leinen M. 4.—, in Leder M. 6.—

Horst Schöttler, Neunzehnhundertvierzehn in Briefen und Feldpostbriefen. 5. Tausend. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

Karl Hans Strobl, Der wilde Bismarck. Roman. 15. Tausend. Geh. M. 4.—, geb. in Leinen M. 5.—, in Liebhaberband M. 7.—

Hans Watzlik, Phönix. Ein Roman aus der Wiedergeburtszeit Böhmens. 3. Tausend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.50